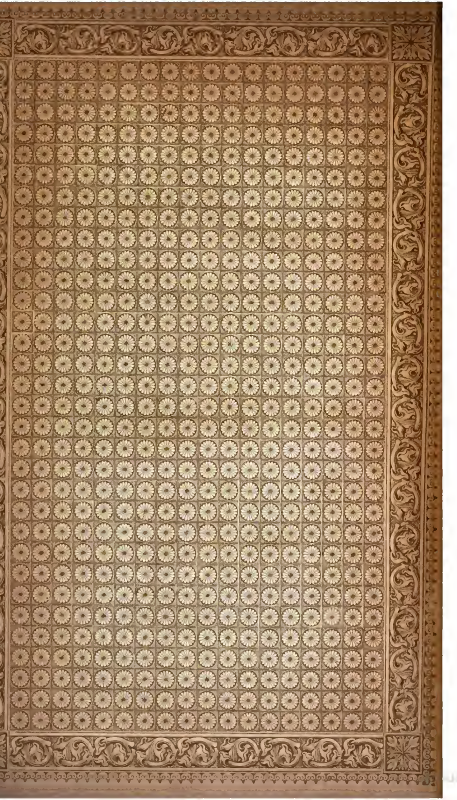


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

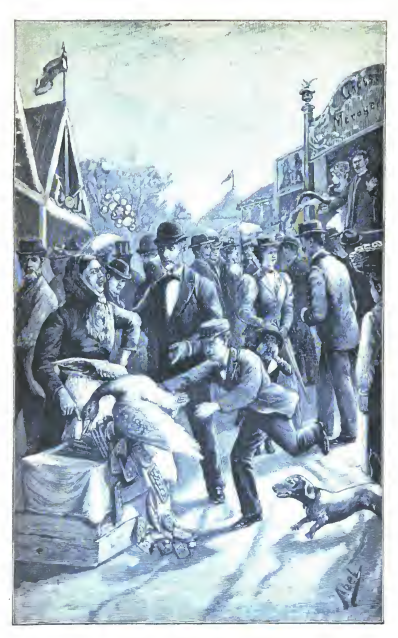

AUS
DER BIBLIOTHEK
N. E.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novellette „Die Lottogans“ von Alwin Römer. (S. 88)
Originalzeichnung von Herm. Abel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

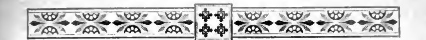
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Sechster Band.

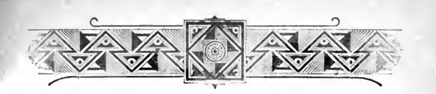
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





In den Minen.

Roman von K. Orth.

(Fortsetzung.)

5. (Nachdruck verboten.)

In dem geräumigen, vornehm ausgestatteten Arbeitskabinett des Direktors Benjamin Littlehales, des ersten Leiters der reichen New York- und Schuylkill-Grubengesellschaft, saßen in früher Vormittagsstunde zwei ernstblickende ältere Männer in eifrigem, halblaut geführtem Gespräch einander gegenüber. Der kleinere von ihnen, ein eleganter, etwas korpulenter Herr mit wohlgepflegtem Vollbart, mußte wohl Littlehales selbst sein, denn an ihn wandte sich ein nach bescheidenem Klopfen eingetretener Buchhalter mit der in respektvoller Haltung vorgebrachten Meldung: „Mr. Morgan O'Connor bittet dringend, den Herrn Direktor sogleich sprechen zu dürfen."

Der Angeredete schien unschlüssig, was er darauf antworten solle, der andere aber, ein großer, hagerer Mann mit klugem, völlig glattrasiertem Gesicht, den man nach seiner sorgfältigen schwarzen Kleidung wie nach seiner ganzen Erscheinung recht wohl hätte für einen Geistlichen halten können, kam seinem Zaudern zu Hilfe.

„Ist dieser O'Connor vielleicht ein Verwandter des Ingenieurs, von dem wir eben sprachen?“ fragte er.

„Es ist sein Bruder. Und er kommt ohne Zweifel, um sich nach den Einzelheiten des traurigen Ereignisses zu erkundigen, über die ich der unglücklichen Mutter gestern noch keine Mitteilung machen konnte. Ich möchte ihn unter solchen Umständen nicht lange im Vorzimmer warten lassen.“

„Gewiß nicht. Ich bitte Sie sogar darum, ihn unverzüglich zu empfangen.“

Er stand auf und stellte sich an eines der Fenster, die Arme über der Brust verschränkt und das Gesicht so ins Zimmer gewendet, daß es völlig beschattet blieb. Mr. Littlehales gab dem Buchhalter einen Wink, und eine Minute später trat Morgan O'Connor ein. Er war sehr bleich, und die dunklen Schatten unter seinen Augen gaben Zeugnis von den Seelenleiden, die er während der letzten Stunden erduldet, aber seine Züge waren ruhig, und seine Haltung fest. Der Direktor, der seinen Blick forschend über ihn hatte dahingleiten lassen, mußte sofort erkennen, daß von diesem Mann irgend ein leidenschaftlicher Schmerzensausbruch nicht zu befürchten sei.

Er hieß ihn artig willkommen und nötigte ihn, sich niederzulassen, nachdem er in einigen kurzen, aber herzlich klingenden Worten seine Teilnahme ausgesprochen hatte. Mit dem Manne am Fenster, der wie ein Geistlicher aussah, machte er ihn nicht bekannt, sondern fuhr sogleich, einer Frage Morgans zuvorkommend, fort: „Sie hegen natürlich den Wunsch, Näheres über den Hergang des unseligen Vorfalls zu erfahren, und ich bin in der Lage, diesem berechtigten Verlangen zu entsprechen, da bereits ein ausführlicher Bericht eingegangen ist. Daß Ihr bedauernswerter Bruder einem Racheakt zum Opfer gefallen ist, und daß seine Mörder jenem weitverzweigten Geheim-

bunde angehören, der unter dem Namen der Molly-Maguires seit mehreren Jahren eine so traurige Berühmtheit in den Vereinigten Staaten erlangt hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Verstorbene selbst hat wenige Tage vor seinem Tode lachenden Mundes von einem Drohbriefe erzählt, den man ihm zugeschickt habe, und als man ihn entkleidete, um seine Wunden zu untersuchen, fand man in seiner Tasche einen der berüchtigten „Sargzettel", durch welche die Molly-Maguires ihr Opfer von der bevorstehenden Ermordung zu benachrichtigen pflegen — ein Blatt Papier mit einem plump gezeichneten Sarge und einem Totenkopf."

„Und welche Ursache hatten diese Schurken, meinen Bruder zu ermorden, ihn, der sicherlich nie einem Menschen wissentlich unrecht gethan?"

„Er hatte die Entlassung eines Grubenarbeiters bewirkt, weil durch die Leichtfertigkeit des Mannes um ein Haar unabsehbares Unglück herbeigeführt worden wäre. Da der Gemaßregelte vermutlich dem Geheimbund angehörte, hatte Ihr Bruder damit in den Augen der Verschworenen, die seit lange den ganzen Distrikt terrorisieren, ein todeswürdiges Verbrechen begangen."

„Nein — das ist unmöglich!" fuhr O'Connor heftig auf. „Liegt denn Pennsylvanien außerhalb der zivilisierten Welt, und haben diese Elenden so wenig von der Justiz zu fürchten, daß sie es bereits wagen dürfen, um einer so armseligen Ursache willen Menschenblut zu vergießen?"

Mr. Littlehales nickte bejahend, und ein Seufzer hob seine Brust. „Leider haben sich die Verhältnisse im Minenbezirk in einer Weise gestaltet, die fast einem Zustande völliger Anarchie gleichkommt. Niemand, der nicht selbst zu den Molly-Maguires gehört, kann sich dort seines Lebens und seines Eigentums sicher fühlen. Ein im ge-

rechten Unwillen hingeworfenes, beleidigendes oder für beleidigend gehaltenes Wort, eine belanglose Privatzwistigkeit, ja selbst die durch nichts verschuldete feindselige Gesinnung irgend eines Verschworenen sind ausreichende Gründe, das Schicksal des besten, rechtschaffensten Menschen zu besiegeln. Und den, der einmal durch den furchtbaren Sargzettel gewarnt worden ist, vermag höchstens noch schleunige Flucht in eine weit entfernte Gegend vor dem sicheren Tode zu reiten. Denn die Urteile der Molly-Maguires werden unnachsichtlich und mit grauenhafter Pünktlichkeit vollstreckt. An seiner Arbeitsstätte, im Schoße seiner Familie, ja selbst im Eisenbahnzuge oder auf der Schwelle der Kirchenpforte wissen die Mörder ihr Opfer zu finden, und ihre Anschläge mißlingen fast nie."

„Wie konnte aber unter den Augen der Behörden ein solcher Verbrecherbund entstehen und Macht erlangen?"

Der Direktor zuckte die Achseln. „Verbrecherbund dürfen Sie nicht ohne weiteres sagen. Einen großen Teil der Schuld tragen die Nachtseiten unserer Einrichtungen und Verhältnisse. Die großen Minengesellschaften haben in Menge Irländer ins Land gezogen, weil die Leute billiger arbeiteten, als Einheimische. Bald aber lernten die Irländer ihre Macht kennen, und es entspann sich ein regelrechter Kriegszustand. Da das Gesetz auf seiten der Gesellschaften war, bildeten die Irländer, die ja von ihrer heimischen Insel unter der englischen Bedrückung förmlich zu Verschwörern erzogen worden sind, einen Geheimbund, der sich „Molly-Maguire" nannte, welcher sonderbare Name aus der Heimat übernommen war, wo derselbe als ein berühmtes politisches Losungswort bei den großen Krawallen in Dublin, Cork und anderwärts viele Bedeutung gehabt hat. Die Häupter dieser Geheimgesellschaft gingen ganz planmäßig vor, besetzten mit ihren Anhängern eine Anzahl der städtischen und staatlichen

Aemter, zogen irische Advokaten ins Land, erwählten überall Sheriffs und Geschworene aus ihrer Mitte — kurz, bemächtigten sich der Gewalt. Dann begann, nachdem, wie es scheint, zweifelhafte Subjekte die Führung an sich gerissen haben, ihre Schreckensherrschaft. Das ist's, was wir ungefähr über die Molly-Maguires wissen. Wie sie organisiert sind, wer sie leitet und wohin eigentlich ihr Ziel geht, wissen wir leider nicht. Thatsächlich aber sind sie in einem großen Teile des Staates die Herren — wenigstens über Leben und Tod der Einwohner."

„Mein Bruder hätte also, um sich zu retten, eiligst aus Pennsylvanien fliehen sollen, als er die erste Warnung erhielt?"

„Unser Berichterstatter schreibt, daß er selbst dem jungen Manne auf das dringendste dazu geraten habe. Aber Ihr Bruder war nicht nur ein sehr pflichttreuer Beamter, sondern auch ein furchtloser Mann. Er wies den Gedanken an ein Verlassen seines Postens weit von sich ab, und so ist er denn leider ein Opfer seiner Gewissenhaftigkeit geworden."

Morgan starrte ein paar Sekunden lang düster vor sich hin; dann strich er, sich energisch zusammenraffend, mit der Hand über die Stirn und bat um die versprochenen Einzelheiten über den Hergang der Mordscene.

„Ich werde Ihnen die betreffende Stelle aus dem Bericht vorlesen," sagte der Direktor, indem er unter den Papieren auf seinem Arbeitstische ein Schriftstück hervorzog und entfaltete, „denn leider kann ich Ihnen wegen gewisser geheimer Mitteilungen, die er außerdem enthält, den Brief nicht aushändigen. Unser Korrespondent schreibt:

„William O'Connor hatte, wie immer, mit mehreren guten Bekannten, unter denen auch ich mich befand, im Kasino zu Pottsville gespeist und brach in heiterster Laune als der erste von der Tafel auf, weil er einer dringenden

Arbeit wegen noch einmal in sein Bureau zurückkehren wollte. Gleich nachdem er das Zimmer verlassen hatte, wurde er, kaum zwanzig Schritte von dem Kasino entfernt, von vier Männern, die ihrer Kleidung nach Grubenarbeiter sein mußten, angehalten und umringt. Wir sahen alles vom Fenster aus. Aber ehe uns noch das Gefährliche seiner Lage zum Bewußtsein gekommen war, und ehe einer von uns Zeit gefunden hätte, auch nur bis an die Thür des Zimmers zu gelangen, krachten bereits die Revolverschüsse, mit denen die Meuchelmörder unseren unglücklichen Freund zu Boden streckten. Innerhalb eines Zeitraumes, der nur nach Sekunden zählte, ist wenigstens achtmal auf ihn geschossen worden, und an seinem Körper fanden sich denn auch später fünf Wunden, von denen nach den Versicherungen der Aerzte jede einzelne tödlich gewesen wäre. Da er unbewaffnet und auf den Angriff nicht vorbereitet gewesen war, hatte er nicht einmal einen Versuch des Widerstandes und der Verteidigung machen können. Ohne nur einen Laut auszustoßen, fiel er mit dem Gesicht auf das Pflaster, und als wir ihn wenige Minuten später aufhoben, war er bereits tot, und die Mörder verschwunden. Da ihre Gesichter geschwärzt gewesen waren, so ist es leider keinem von uns möglich gewesen, auch nur einen einzigen zu erkennen. Die Vermutungen, die in Bezug auf die Persönlichkeit des einen oder des anderen laut wurden, dürften unter solchen Umständen ganz wertlos sein, denn es wird in diesem Fall sicherlich ebenso gehen wie in allen früheren, bei denen die Molly-Maguires ihre Hand im Spiele hatten. Jedem Verdächtigen wird eine beliebige Anzahl von Zeugen zur Verfügung stehen, die mit ihrem Eide bekräftigen, ihn zur Zeit des Mordes an einem ganz anderen, weit entfernten Orte gesehen zu haben, und die Geschworenen werden ihn freisprechen, wenn es überhaupt bis zur Er-

hebung einer Anklage kommt. Keiner aus der rasch angesammelten Menge hatte Miene gemacht, die Thäter aufzuhalten oder ihr Entweichen zu verhindern, teilweise vielleicht aus landsmännischer Sympathie mit den Molly-Maguires, in der Hauptsache aber wohl aus Furcht vor ihnen. Denn hier zittert jeder bei der Vorstellung, daß er sich durch irgend eine feindselige Handlung gegen den Geheimbund die Rache der schrecklichen Verschwörer zuziehen könnte, und ich weiß, daß selbst beherzte Männer all ihren Mut verlieren, sobald nur der inhaltsschwere Name laut wird. So konnten die Attentäter unbehelligt entkommen, und es müßte sich geradezu ein Wunder ereignen, wenn es gelingen sollte, einen von ihnen zur Rechenschaft zu ziehen."

Direktor Littlehales legte den Brief, aus dem er diese Schilderung vorgelesen hatte, auf den Tisch zurück.

Da Morgan O'Connor ganz in sich zusammengesunken dasaß und kein Wort sprach, fuhr er mit herzlicher Wärme fort: „Es sind trostlose Dinge, die Sie da durch mich vernehmen mußten, mein Herr, aber ich habe geglaubt, Ihnen nichts verhehlen zu dürfen, denn ich spreche ja zu einem Manne, und überdies würden Sie es wahrscheinlich morgen mit denselben oder mit ähnlichen Worten in den Zeitungen gelesen haben. Nicht weil ich damit Ihren Schmerz um den Verstorbenen zu lindern glaubte, sondern weil es sich dabei für uns um eine einfache Pflichterfüllung handelt, will ich Ihnen nur noch mitteilen, daß unsere Gesellschaft mich angewiesen hat, den Hinterbliebenen sein volles Gehalt bis zu dem Tage auszuzahlen, an dem sein zweijähriger Vertrag abgelaufen wäre. Er ist ja in unserem Dienste gefallen und dies daher nur unsere Pflicht. Sie können, wenn es Ihnen beliebt, auf der Stelle über die ganze Summe verfügen."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor. Ich bitte, das

Geld meiner Mutter auszuzahlen, die alleinigen Anspruch darauf hat. Ich selbst aber möchte Sie noch um einige Auskünfte bitten. Ich bin entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis die Mörder meines Bruders am Galgen hängen oder ich mit eigener Hand die Strafe an ihnen vollzogen habe, die sie verdienen."

Der Ton, in dem diese bündige Erklärung abgegeben worden war, machte Littlehales betroffen. „Wollen Sie damit etwa sagen, Mr. O'Connor, daß Sie die Angelegenheit auf Ihre eigene Hand zu verfolgen beabsichtigen?"

„Ja, das beabsichtige ich. Und es kann Sie nicht wunder nehmen, nachdem Sie mir soeben selbst erklärt haben, daß von der Untersuchung durch die Behörden kein Ergebnis zu hoffen sei. Ich erblicke die Aufgabe meines Lebens jetzt nur noch darin, den Tod meines unglücklichen Bruders zu rächen."

Der Direktor schüttelte den Kopf und war allem Anschein nach eben willens, dem jungen Manne das Unsinnige und Unausführbare seines Vorhabens recht eindringlich zum Bewußtsein zu bringen, als vom Fenster her die tiefe Stimme des Mannes ertönte, der wie ein Geistlicher aussah und der sich bis dahin mit keinem Wort in die Unterhaltung eingemischt hatte.

„Das ist ein sehr lobenswerter Vorsatz, mein Herr! Aber Sie wissen vielleicht doch nicht recht, mit welchen Gegnern Sie es zu thun haben werden. Für die Molly-Maguires bedeutet ein Menschenleben nicht mehr als das Leben einer Maus. Und Sie wären einer gegen tausend."

„Gleichviel! Ich fühle mich stark genug, es mit ihnen aufzunehmen. Und wenn es mir das Leben kostet, was ich selbst für gar nicht unwahrscheinlich halte, so werden die Schurken es teuer zu bezahlen haben — dessen dürfen Sie versichert sein, mein Herr!"

„Sie sind Irländer?"

„Allerdings."

„Und Sie kennen die Sitten wie die Umgangsformen in den niederen Schichten Ihrer Landsleute?"

„Ich glaube, sie zu kennen, mein Herr; aber —"

„Sie würden auch vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, wenn Sie die Hoffnung hegen dürften, dadurch zu Ihrem Ziele zu gelangen?"

Die Fragen dieses Unbekannten, der es noch nicht einmal für angemessen gehalten hatte, seinen Namen zu nennen, und der trotzdem fast den Ton eines Untersuchungsrichters anschlug, befremdeten Morgan O'Connor immer mehr.

„Ich bin entschlossen, alle Kräfte des Geistes und des Körpers an die Erfüllung meiner Aufgabe zu setzen," sagte er kalt, „aber ich glaube nicht, daß es irgend welchen Nutzen haben kann, jetzt ein Verhör über meine Absichten mit mir anzustellen."

„Vielleicht doch," lautete die gleichmütige Erwiderung des Hageren, „denn es könnte ja sein, daß wir beide an dem nämlichen Werke arbeiteten." Und dann, indem er sich gegen den gänzlich verstummten Littlehales wandte, fügte er hinzu: „Wollen Sie die Güte haben, mich mit dem Herrn bekannt zu machen?"

Der Direktor entschloß sich, wie es schien, nur mit einigem Widerstreben, diesem Wunsche zu willfahren. „Mr. Allan Pinkerton aus Chicago. Ich denke, Mr. O'Connor, Sie hören seinen Namen heute nicht zum erstenmal."

Eine lebhafte Ueberraschung malte sich in den Zügen des jungen Musikers. Alles andere würde er in diesem Manne, der so ganz das Aussehen eines würdigen Reverend hatte, eher vermutet haben, als den Begründer und Leiter jener amerikanischen Detektiveagentur, die in

dem Rufe stand, bisher noch jeden Verbrecher entdeckt zu haben, mit dessen Aufspürung sie betraut worden war.

„In der That, ein Name wie dieser kann mir unmöglich fremd sein. Aber ich begreife jetzt noch weniger —"

„Sie werden mich vollkommen begreifen, sobald ich Gelegenheit gefunden habe, Ihnen meine Vorschläge zu machen; denn es ist meine Gewohnheit, mich bei solchem Anlaß klar und verständlich auszudrücken. Aber ich muß mich zuvor noch einmal unter vier Augen mit Mr. Littlehales besprechen und schlage Ihnen darum vor, mich nach Verlauf einer Stunde in Ihrer Wohnung zu erwarten."

Dies alles klang kurz und bestimmt, fast wie ein Befehl. Morgan fühlte sich durch die sonderbare Art des Mannes verletzt; aber er konnte sich trotzdem dem imponierenden Eindruck nicht entziehen, den diese überlegene, selbstbewußte Redeweise im Verein mit der ganzen Persönlichkeit des berühmten Kriminalisten herborbrachte. Seine erste Eingebung war gewesen, eine ablehnende Antwort zu geben, aber er besann sich doch eines anderen und sagte zu, den Besuch des Herrn Pinkerton in seiner Wohnung erwarten zu wollen. Dann verließ er nach einer leichten, stummen Verneigung gegen die beiden Herren das Zimmer.

Sobald die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, gab Pinkerton seinen Platz am Fenster auf, um sich in einen Sessel neben dem Schreibtisch des Direktors fallen zu lassen.

„Das ist unser Mann! Wenn ich mich jemals auf die Beurteilung eines Menschen verstanden habe, so haben wir da ganz ohne unser Zuthun gefunden, was wir suchen."

Mit keineswegs zuversichtlicher Miene schüttelte Littlehales den Kopf. „Ihren Scharfblick in Ehren! Aber wie Sie daran denken können, diesem Mann, den Sie gar nicht kennen, eine so ungeheure Aufgabe —"

„Ich habe ihn gesehen, und das ist für mich in den meisten Fällen genug, um einen Menschen auf seine hervorstechendsten Eigenschaften hin zu taxieren. Natürlich kann ich mich dabei auch einmal täuschen, und deshalb sollen Sie mir sagen, was Sie über diesen jungen Mann, über seinen Charakter und über seine Verhältnisse wissen."

„Das ist wenig genug. Ich weiß aus dem Munde des Bruders, daß die Familie aus Irland stammt, und daß der Vater, ein ehemals wohlhabender Gutsbesitzer, auf Anstiften der Hibernier meuchlings erschossen wurde. Die Witwe ist dann mit ihren beiden Söhnen hierher nach New York gekommen, wo sich der eine als Bergwerksingenieur und der andere als Musiker eine Existenz gründen wollte. So viel mir bekannt ist, lebt die Frau in sehr bescheidenen, wenn nicht ärmlichen Vermögensumständen."

„Um so besser für uns. Und daß unser Mann ein Musiker ist, paßt mir ebenfalls vortrefflich. Musikalische Talente sind eines der sichersten Mittel, sich die Zuneigung und das Vertrauen der Menschen zu erwerben, zumal wenn diese der irischen Rasse angehören."

„Sie denken also im Ernst daran, diesem jungen Manne eine solche Mission anzutragen? Meiner Ueberzeugung nach wird er einen solchen Antrag von vornherein mit Entrüstung zurückweisen; aber angenommen selbst, daß er darauf eingeht, welche Garantien kann Ihnen eine so flüchtige Beobachtung für seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit bieten?"

„Handelte sich's um irgend einen gewöhnlichen Fall, würde ich mich freilich wohl bedenken. Hier aber habe ich bei der Auswahl meines Werkzeuges vor allem einen Faktor in Betracht zu ziehen, dem Sie bis jetzt viel zu geringes Gewicht beigelegt zu haben scheinen. Wohl verfüge ich über eine große Anzahl kluger und entschlossener

Detektives, von denen sich keiner bedenken würde, im Notfalle selbst sein Leben für die Erfüllung der einmal übernommenen Aufgabe einzusetzen. Aber ich würde unter ihnen doch wahrscheinlich vergebens nach dem Manne suchen, der Begeisterung und Opferwilligkeit genug besäße, Wochen oder Monate hindurch stündlich dem grausamsten, martervollsten Tode ins Angesicht zu sehen und dabei mit immer gleicher Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart seine schwierige Rolle weiter zu spielen."

„Und was berechtigt Sie zu der Hoffnung, gerade in O'Connor nun diesen seltenen Mann gefunden zu haben?"

„Der Umstand, daß es ihm nicht um eine Belohnung oder um die Erlangung einer flüchtigen Berühmtheit zu thun ist. Er will einzig seinen ermordeten Vater und Bruder rächen, und ein Mensch, der aus solchen Beweggründen handelt, ist für mich tausendmal mehr wert, als das verschlagenste Polizeitalent. Sein Eifer wird hinlänglich ersetzen, was ihm vielleicht an Talent und Erfahrung mangelt, und sein leidenschaftlicher Haß wird ihn in allen kritischen Momenten vor kleinlicher Sorge um die eigene Sicherheit und damit vor feigem Zurückweichen bewahren."

Littlehales war allem Anschein nach noch immer nicht völlig überzeugt; aber er begnügte sich damit, seinen weiteren Bedenken durch ein Achselzucken Ausdruck zu geben. „Natürlich ist die Wahl des Agenten lediglich Ihre Sache, und wir werden alle Ihre Bedingungen gewissenhaft erfüllen, auch wenn wir Ihr Vertrauen in die Fähigkeiten des Mannes vorläufig nicht teilen können. Aber warum haben Sie mit jenem O'Connor nicht gleich auf der Stelle darüber gesprochen? Sie hätten sich dann vielleicht den zeitraubenden Besuch in seiner Wohnung ersparen können."

Allan Pinkerton lächelte ein wenig. „Glauben Sie

denn, daß ich mich zu diesem Besuch herbeigelassen haben würde, wenn er nicht für mich eine ganz besondere Bedeutung hätte? Seien Sie versichert, mein lieber Littlehales, daß auch ich mit meiner Zeit hauszuhalten verstehe."

Er machte Miene, sich zu verabschieden, und der Direktor reichte ihm, sich ebenfalls erhebend, die Hand.

„Ich weiß wohl, daß Sie sich im stillen über mich und meine Ratschläge lustig machen; denn im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten giebt es sicherlich niemand, der ihrer so wenig bedarf als Sie. Und ich wiederhole gern, was ich Ihnen schon vorhin ausgesprochen habe: die Behörden können unserem unglücklichen Minendistrikt die Sicherheit nicht wiedergeben, davon habe ich mich nun nachgerade hinlänglich überzeugt. Aber was der Staat mit all seinen Machtmitteln nicht vermag — einer vermag es, wenn er nur ernstlich will. Und dieser eine ist Allan Pinkerton! Er ist unsere letzte Hoffnung, aber eine Hoffnung, die uns sicherlich nicht im Stiche läßt. — Ist es nicht so, mein Freund?"

Das kleine, etwas ironische Lächeln war noch immer auf Pinkertons klugem, glattem Gesicht. „Ich gebe niemals ein anderes Versprechen als das, meine Schuldigkeit zu thun. Aber ich pflege auch keinen Auftrag zu übernehmen, dessen Ausführung mir unmöglich scheint. Vielleicht geben Sie sich danach selbst die Antwort auf Ihre Frage."

Damit neigte er leicht das Haupt und ging in würdevoller Haltung hinaus.

6.

Langsam und nachdenklich kehrte Morgan in seine Wohnung zurück. Er war so ganz in seine finsteren Gedanken verloren, daß er beim Ueberschreiten einer wenig belebten Straße erst durch den lauten, unwilligen Zuruf des Kutschers veranlaßt wurde, einem in rascher Gangart daher-

kommenden Gespann auszuweichen, als die Wagendeichsel fast schon seinen Arm gestreift hatte. Unwillkürlich warf er jetzt einen Blick auf die elegante Equipage, in deren Fond zwei Damen, eine jüngere und eine ältere, saßen. Und für einen Moment war es ihm, als fühle er seinen Herzschlag stocken, denn die jüngere von den beiden war keine andere als Maud Ferguson, in ihrem geschmackvollen, knapp anliegenden Promenadenkostüm ebenso berückend schön wie gestern in der duftigen Gesellschaftstoilette. Ihre Blicke begegneten sich, aber ihr herrliches Antlitz blieb kalt und unbeweglich wie das einer Statue, und ihre Augen streiften gleichgültig über ihn hinweg, wie wenn da, wo er stand, nur leere Luft gewesen wäre. Kein Gruß wurde ihm, und in der nächsten Sekunde schon war das Gefährt vorüber.

„Sie hat also meinen Brief bereits erhalten," dachte er. „Oder vielleicht ist ihr schon mein gestriges Benehmen, mein wortloses Verschwinden nach einem solchen Abend Grund genug gewesen, mich ein für allemal aus ihrem Herzen zu reißen. Sie ist schnell damit fertig geworden, und es ist ihr nicht zu schwer gefallen, wie es scheint. Nun, um so besser für sie, und vielleicht auch um so besser für mich."

Die ganze Bitterkeit des grausamen Entsagungsschmerzes war bei dem Anblick des geliebten Mädchens noch einmal heiß in seinem Herzen aufgestiegen, und obwohl ihm der Wagen längst aus dem Gesichtskreise entschwunden war, starrte er doch noch unverwandt in jene Richtung, wo er den letzten, lichten Schimmer von Mauds hellem Sonnenschirm erspäht hatte. Er hatte ja seit gestern abend gewußt, daß sie ihm auf ewig verloren sei, aber die augenfällige Bestätigung, die er soeben durch ihr kaltes, beinahe verächtliches Benehmen erhalten, war ihm doch wie scharfe Messerstiche durch die Seele gefahren.

Und es machte sein schneidendes Weh nicht gelinder, daß er sich im Weiterschreiten immer und immer wiederholte, er habe es ja unmöglich anders erwarten können, nachdem sie seinen Absagebrief empfangen — diesen kurzen, in den knappsten und bestimmtesten Wendungen abgefaßten Brief, der mit der Entschiedenheit seiner Verzichtleistung noch weit über die diplomatischen Wünsche Mr. Fergusons hinausgegangen war. Von dem furchtbaren Schicksalsschlag, der ihn mit dem Tode seines Bruders getroffen, hatte er nichts geschrieben, denn es wäre ihm als unmännlich erschienen, gerade in diesem Augenblick, wo er mit vollem Vorbedacht ihren Zorn, wenn nicht ihre Verachtung herausforderte, zugleich ihr Mitleid wachzurufen. Er hatte sich gesagt, daß er ihr von der Stunde an, da sie seinen Brief gelesen, ein Fremder sein würde. Welche Bedeutung konnten da noch seine Schmerzen und Kümmernisse für sie haben!

Er suchte den peinvollen Eindruck dieser Begegnung zu verwinden; aber er fühlte sich doch nicht fähig, seiner Mutter sogleich unter die Augen zu treten, und er wanderte in den Straßen umher, bis ein Blick auf die Uhr ihn mahnte, daß es hohe Zeit sei, nach Hause zurückzukehren, wenn er nicht die Pflichten der Höflichkeit gegen Allan Pinkerton gröblich verletzen wollte.

Und in der That hatte er noch kaum Zeit gehabt, seiner Mutter mit wenig Worten über den Inhalt der Unterredung mit Littlehales Bericht zu erstatten, als die Aufwärterin bereits das Erscheinen des Besuchers meldete.

„Laß mich mit ihm allein, Mutter," bat Morgan, „ich möchte so schnell als möglich darüber ins klare kommen, was er eigentlich von mir begehrt, und ich werde dir selbstverständlich später mitteilen, welcher Art seine Vorschläge waren."

Die Matrone ging ohne ein Wort des Widerspruchs

hinaus, und der junge Musiker empfing mit gemessener Höflichkeit den Gast, der mit einem einzigen raschen Blick die einfache, aber anheimelnde und geschmackvolle Einrichtung des Zimmers überflog.

„Direktor Littlehales hat mir einiges aus Ihrer Lebensgeschichte erzählt, Mr. O'Connor," begann er, sich auf Morgans Einladung gemächlich niederlassend, das Gespräch. „Sie haben also Ihren Vater einst auf ganz ähnliche Weise verloren wie Ihren Bruder? Er wurde, wenn ich gut unterrichtet bin, von seinen irischen Pächtern erschossen?"

„Ja."

„Und sein Tod ist ungerächt geblieben? — Ich meine, die Mörder konnten nicht zur Rechenschaft gezogen werden? Wurde denn von seiten der Hinterbliebenen nichts gethan, um der langsamen Justiz etwas nachzuhelfen?"

„Die Hinterbliebenen, Mr. Pinkerton, waren zwei unmündige Knaben und eine Frau. Was aber eine Frau zu thun vermochte, um ihren hingemordeten Gatten zu rächen, das ist geschehen. Meine Mutter hat sich damals wie in jeder anderen schwierigen Lage ihres Lebens als eine Heldin erwiesen. Sie wurde darum schließlich vielleicht noch mehr gehaßt als zuvor mein Vater. Damit, daß man uns durch verbrecherische Brandstiftung zu Bettlern machte, hat man es bewiesen."

„Ihre Frau Mutter ist danach also eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften. Würden Sie mir vielleicht die Ehre ihrer Bekanntschaft vergönnen?"

Morgan sah ihn verwundert und unschlüssig an. „Wenn Sie es wünschen, Mr. Pinkerton — aber ich glaubte, daß Sie gekommen wären, um mir irgend welche Vorschläge zu machen."

„Allerdings, und ich sehe keinen Grund, weshalb das nicht ebensowohl in Gegenwart Ihrer Frau Mutter ge-

schehen könnte. Ich weiß ja, daß ein sehr inniges Verhältnis zwischen Ihnen besteht, und daß Sie ohnehin kein Geheimnis vor ihr haben würden. Darum werden wir Zeit ersparen und schneller zum Ziele gelangen, wenn wir die Angelegenheit gleich in ihrem Beisein besprechen."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden; aber es muß mich wohl ein wenig in Erstaunen setzen, Sie so genau über Dinge unterrichtet zu sehen, die eigentlich niemand außer uns selbst bekannt sein können. Darf ich fragen —"

Aber Pinkerton fiel ihm in die Rede: „Würde meine Agentur ihren guten Ruf verdienen, wenn meine New Yorker Vertreter mich nicht innerhalb einer Stunde über jede beliebige Person innerhalb ihres Wirkungskreises auf das genaueste zu informieren vermöchten? Ja, ich war so frei, mich über Sie zu informieren, und ich bin vollauf zufrieden mit der Auskunft, die ich erhalten. Sie brauchen darum kein so beleidigtes Gesicht zu machen, junger Freund! Ich hoffe vielmehr, daß wir von dieser Stunde an Bundesgenossen sein werden. Und die große Aufgabe, für die ich Sie ausersehen habe, machte wohl einige Vorsicht notwendig."

„Eine große Aufgabe? Wollen Sie sich nicht endlich etwas deutlicher erklären, Mr. Pinkerton?"

„Führen Sie mich zu Ihrer Frau Mutter, und es soll sofort geschehen. Denn ich liebe es nicht sonderlich, dieselben Dinge zweimal zu verhandeln."

Wenige Minuten später hatte er seine Bekanntschaft mit Frau Ermyntrud O'Connor gemacht — nicht gerade auf sehr wortreiche Art, aber mit den Manieren eines vollkommenen Weltmannes.

„Sie haben einen schweren Verlust erlitten," sagte er, als sie einander gegenüber saßen, „aber ich bin nicht gekommen, um Sie mit leeren Beileidsphrasen zu peinigen. Für eine Mutter in Ihrer Lage giebt es nach meinem

Gefühl nur einen einzigen Trost. Und dieser heißt: Rache. Oder sollte ich mich da in Ihren Empfindungen getäuscht haben?"

„Nein, Sie haben sich nicht getäuscht, mein Herr! Es ist, wie Sie sagen."

Forschend hatten die Augen des erfahrenen Menschenkenners auf ihrem starren Antlitz geruht. Nun beugte er sich ein wenig vor und streckte ihr seine Hand entgegen.

„So will ich Ihnen denn zu solchem Trost verhelfen — besser und vollständiger, als irgend ein anderer es vermöchte. Und nicht Ihnen allein, sondern zugleich auch all den Witwen und Waisen und weinenden Müttern, die durch jene Bande ruchloser Verbrecher da unten im Kohlenrevier in Jammer und Verzweiflung gestürzt worden sind. Ich brauche dazu nichts weiter als einen einzigen entschlossenen, begeisterten, todesmutigen Mann. Werden Sie Ihrem Sohn Morgan gestatten, mir dieser Mann zu sein?"

Der Blick der Matrone wandte sich dem jungen Künstler zu, der stumm und verständnislos der seltsamen Unterhaltung folgte.

„Wenn er die Kraft dazu in sich fühlt — ja!"

„Nun wohl, so hören Sie mich an! Wir wissen, daß die Molly-Maguires in Pennsylvanien einen Zweig jenes großen Ordens oder Geheimbundes bilden, der sich unter dem Namen der Hibernier überallhin verbreitet hat, wo eine Anzahl von Irländern bei einander lebt. Die Irländer behaupten, daß dieser Orden nur edle und menschenfreundliche Ziele verfolge, und bei einem Teil der ihm zugehörigen Gruppen mag das auch in der That der Fall sein. Aber wenn schon das Schicksal Ihres unglücklichen Gatten ein Beweis dafür ist, daß verruchte Gesellen im Namen der Hibernier und unter dem mächtigen Schutze dieses Bundes auch schändliche Verbrechen begehen, so

spricht das Treiben der Molly-Maguires seit einer Reihe von Jahren vollends aller Gesetzlichkeit und Menschlichkeit Hohn. Diese Leute, die ausschließlich aus eingewanderten Irländern bestehen, haben aus ihrem Vaterlande neben dem romantischen Hang zu Verschwörungen und Geheimbündelei vor allem jenen ingrimmigen, tödlichen Haß mitgebracht, den sie daheim gewissermaßen schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Eine Feindschaft, wie sie in Irland seit Jahrhunderten zwischen den Grundbesitzern und ihren Pächtern, den armen Kleinbauern, besteht, kann sich nicht von Geschlecht zu Geschlecht forterben, ohne daß dadurch schließlich die Begriffe verwirrt und schlimme Charaktereigenschaften ausgebildet werden. Die amerikanischen Kohlenreviere sind es, die jetzt — so seltsam es klingen mag — die Folgen jener alten Feindschaft zu tragen haben. Denn der Irländer der unteren Stände überträgt den Haß, den er zu Hause gegen seinen Grundherrn hegte, in der neuen Heimat ohne weiteres auf jeden, zu dem er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis steht — auf den Besitzer der Mine oder der Fabrik, in der er arbeitet, auf den Direktor, den Steiger, den Werkmeister, dessen Anordnungen er Folge zu leisten hat. An gewissenlosen Verführern, die aus Eigennutz oder Ehrgeiz den glimmenden Funken beim kleinsten Anlaß zur lodernden Flamme anzufachen wissen, fehlt es natürlich auch niemals, und die leidenschaftlichen Söhne des grünen Erin sind durch die Art ihrer heimatlichen Kriegführung so sehr an Ausschreitungen jeder Art gewöhnt worden, daß es nicht wunderbar ist, wenn sie auch hier zu denselben Mitteln ihre Zuflucht nehmen."

Ueber Frau O'Connors Antlitz ging ein Zucken, und die harten Linien an ihren Mundwinkeln gruben sich noch tiefer ein, während sie sagte: „Und der Richter Lynch, von dessen schneller und sicherer Justiz in Amerika man früher

so oft gehört, findet in Pennsylvanien keine mutigen Männer mehr, die in seinem Namen Urteile sprechen und vollziehen?"

„Nein. Ein paar derartige Versuche sind denen, von welchen sie ausgingen, herzlich schlecht bekommen. Die ganze Bevölkerung macht eben gemeinsame Sache mit den Geheimbündlern — nicht aus Wohlwollen für sie, sondern aus Furcht vor ihrer Macht, von der man natürlich die übertriebensten und abenteuerlichsten Vorstellungen hat. So wie man die Mörder Ihres Sohnes entkommen ließ, so unterstützt man jede Schandthat der Molly-Maguires, um ihnen nicht vielleicht am nächsten Tage selbst zum Opfer zu fallen. Und gelingt es dann doch einmal in einem seltenen Ausnahmefall, einen der Verbrecher vor die Schranken des Gerichts zu stellen, so würde es der meineidigen Entlastungszeugen aus den Reihen seiner Mitverschworenen vielleicht kaum bedürfen, um seine Freisprechung herbeizuführen. Denn die blasse Furcht verschließt denen, die gegen ihn auszusagen vermöchten, die Lippen, und die blasse Furcht diktiert den Wahrspruch der Jury, die zum Teil sogar selbst aus Molly-Maguires besteht."

„Wenn es so ist, wie können Sie sich dann vermessen, diesem furchtbaren Treiben ein Ende machen zu wollen? Und was sollte mein Sohn, ein einzelner Mensch, dazu vermögen?"

„Der Kampf gegen diese Unholde kann mit Erfolg eben nur von einem einzelnen Menschen geführt werden. Denn es handelt sich lediglich darum, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, mit dem sie ihren Bund zu umgeben wissen. In der unverbrüchlichen Verschwiegenheit, mit der sie das Geheimnis ihrer Organisation bisher zu wahren verstanden, liegt ihre ganze Stärke. An dem Tage, wo aus ihren eigenen Reihen ein Verräter erstände,

wäre es auch mit ihrer Macht unfehlbar zu Ende. Lassen Sie erst einmal ein Dutzend ihrer Führer oder Würdenträger am Galgen baumeln, und wir haben mit der führerlosen Herde ein leichtes Spiel. Aber auf den Tag, der uns jenen Verräter bringt, würden wir leider bis in alle Ewigkeit vergeblich warten können. Denn die Furcht hält eiserne Disziplin, und außerdem sind die eigentlichen Häupter der Verschwörung wahrscheinlich nur wenigen und nur den zuverlässigsten Mitgliedern des Bundes bekannt. Da ist also mit den gewöhnlichen Mitteln der Bestechung, der Ueberredung oder der Einschüchterung nicht das mindeste auszurichten, und wir müssen einen anderen, schwierigeren und mühevolleren Weg einschlagen, um zum Ziele zu gelangen. Wir brauchen einen Mann, der den Mut und die Fähigkeit besitzt, sich in den Orden einzuschleichen, sich das unbegrenzte Vertrauen seiner Bundesbrüder zu erwerben und sich selbst bis zu den höchsten Würden emporzuarbeiten, die einem Molly-Maguire erreichbar sind. Ein solcher Mann allein wäre im stande, das Material zu sammeln, dessen wir zur Vernichtung des gefährlichen Geheimbundes bedürfen. Seine Thätigkeit würde sich über Monate, vielleicht sogar über Jahre erstrecken müssen — eines Tages aber würde dann unfehlbar der große Schlag geführt werden können, der dem lichtscheuen Treiben für immer ein Ende macht und ein ganzes Land von dem furchtbarsten Alpdruck befreit. Die Aufgabe ist schwer und gefährlich, das verhehle ich nicht, aber ich meine, sie ist weder zu schwer noch zu gefährlich für einen furchtlosen, klugen und zielbewußten Mann."

Allan Pinkerton hatte zuletzt mit einem Feuer gesprochen, das niemand hinter seinem kalten, abgemessenen Wesen vermutet haben würde. Nun schwieg er, und es blieb eine geraume Weile still, bis Morgan fragte: „Das also ist es, was Sie von mir verlangen — ohne alle

beschönigende Umschreibung gesprochen: die Thätigkeit eines Verräters und gemeinen Spions?"

Pinkerton wollte antworten, aber Frau O'Connor kam ihm zuvor. „Nennst du den Jäger einen Verräter, Morgan, der den Tiger in einer Fallgrube fängt?" fragte sie mit erhobener Stimme. „Und verdient der Soldat den Namen eines gemeinen Spions, der sich in das feindliche Lager schleicht, um das Pulvermagazin auszuspähen und es unter Daransetzung seines eigenen Lebens in die Luft zu sprengen? Ich will dich wahrlich nicht überreden, jene Mission auf dich zu nehmen, aber meine innigsten Segenswünsche und meine heißesten Gebete werden den Mann begleiten, der mutig genug ist, es zu thun."

Allan Pinkertons sichere Menschenkenntnis hatte sich wieder einmal glänzend bewährt. Er hatte vorausgesehen, daß er in der Mutter des ermordeten Ingenieurs die beste Bundesgenossin finden würde, und deshalb allein hatte er darauf bestanden, die Verhandlung mit dem jungen Musiker in ihrem Beisein zu führen. Daß er so rasch und so mühelos an sein Ziel gelangen würde, hatte er freilich kaum zu hoffen gewagt, und es kostete ihn einige Mühe, nichts von seiner freudigen Ueberraschung zu verraten, als Morgan sich ihm auf das letzte Wort seiner Mutter hin fast ungestüm zuwandte.

„Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, mein Herr. Sagen Sie mir, was ich zu thun habe, um den Eintritt in den Orden zu erlangen, und lassen Sie dann alles übrige getrost meine eigene Sache sein."

Mit kräftigem Druck schüttelte Allan Pinkerton ihm die Hand. „Bravo, mein junger Freund! Ich hatte es nicht anders von Ihnen erwartet. Und ich bin gewiß, daß Sie Ihr Werk glücklich zu Ende führen werden, zum Trost Ihrer Mutter und zum Segen des Landes, das Ihnen eine zweite Heimat geworden ist. Ueber die Einzelheiten

werden wir uns an einem der nächsten Tage verständigen, nachdem ich mit dem Vertreter meiner Agentur in Philadelphia Rücksprache genommen habe. Nur so viel noch lassen Sie mich gleich jetzt zu Ihrer Aufklärung und Ihrer Beruhigung sagen. Ich habe mit der Direktion der New York-Schuylkill-Grubengesellschaft, der reichsten und mächtigsten Bergwerksgesellschaft in Pennsylvanien, einen Vertrag geschlossen, der Ihnen die wirksamste und ausgiebigste Unterstützung bei Ihrem schwierigen Beginnen sichert, ohne daß deshalb Ihr Name und Ihre Mission mehr als zwei oder drei Personen bekannt zu werden brauchten. Eine dieser Personen ist Direktor Littlehales, der Ihnen auf Ihr Verlangen jede beliebige Summe zur Verfügung stellen wird, deren Sie für Ihre Zwecke bedürfen, die zweite ist Mr. Linden, mein Vertreter in Philadelphia, an den Sie unter einer unverfänglichen Deckadresse Ihre Berichte und sonstigen Mitteilungen senden werden, die dritte aber wird voraussichtlich einer meiner tüchtigsten Detektives sein, der von mir den Befehl erhalten wird, jedem Ihrer Winke blindlings zu gehorchen. Daß Sie von keinem dieser drei Männer einen Verrat zu fürchten haben, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern."

„Gewiß nicht! Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, wie ich es anfangen soll, meine Aufnahme in den Orden zu bewirken."

„Ihnen das zu sagen, mein werter Mr. O'Connor, bin ich auch leider nicht im stande. Es wird eben schon einen Teil Ihrer Aufgabe, und vermutlich nicht den leichtesten, bilden. Bisher, das verhehle ich Ihnen nicht, ist es noch keinem Detektive gelungen; denn die Molly-Maguires haben allem Anschein nach in dieser Hinsicht sehr strenge Gesetze und sind äußerst mißtrauisch gegen alle fremden Elemente. Aber Sie sind Irländer, Sie kennen aus Ihrer Jugendzeit die Sitten und Gewohnheiten des

irischen Volkes, Sie haben — was ich besonders hoch anschlage — eine schöne Stimme, sowie ein paar kräftige Arme. Es müßte wunderbar zugehen, wenn Sie sich mit solchen Hilfsmitteln nicht sehr bald in das Vertrauen Ihrer Landsleute da unten hineinsingen, hineintanzen oder, wenn es nicht anders sein kann, auch hineintrinken oder hineinprügeln könnten."

„Singen? — Tanzen?" wiederholte Morgan schmerzlich. „Mr. Pinkerton, ich fürchte, daß ich Ihr Vertrauen nicht völlig rechtfertigen werde."

„Nun, das wird sich schon finden. Nur noch der Ordnung wegen ein Wort über die Bedingungen, unter denen ich Sie engagiere, denn Sie müssen sich's schon gefallen lassen, sich einstweilen als in meinen Diensten stehend zu betrachten. Sie beziehen ein Gehalt von monatlich —"

„Halt, Mr. Pinkerton!" unterbrach ihn der junge Mann mit großer Entschiedenheit. „Sie mögen mich meinetwegen als Ihren Detektive ansehen — das gilt mir gleich — von einer Bezahlung aber kann keine Rede sein. Sie sagten, daß Mr. Littlehales mir das Geld zur Verfügung stellen wird, dessen ich für meine Zwecke bedarf, und ich werde davon im Notfall auch das wenige nehmen, das ich zur Fristung meines Daseins brauche. Irgend welche Art von Belohnung für meine Thätigkeit aber weise ich auf das bestimmteste zurück."

Frau O'Connor warf ihrem Sohn einen dankbaren Blick zu und ging still hinaus. Pinkerton aber zeigte sich weder überrascht noch gekränkt.

„Etwas derartiges wollte ich Ihnen auch durchaus nicht vorschlagen, und zum Beweise dafür werde ich Ihnen die betreffende Stelle aus meiner Vereinbarung mit Littlehales vorlesen — einer Vereinbarung, die übrigens bereits zu Papier gebracht worden war, noch ehe ich das Ver-

gnügen hatte, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Da heißt es" — er hatte seiner Brieftasche ein beschriebenes Blatt entnommen und las: „Ich werde einen Agenten anstellen, dessen einzige Aufgabe es ist, die Geheimnisse des Ordens auszuspüren und zur angemessenen Zeit zu offenbaren. Sie ersetzen diesem Detektive alle seine im Interesse der Sache aufgewendeten Auslagen, ohne eine ausführliche Rechnungslegung von ihm zu fordern, und Sie gewähren ihm außerdem die für seinen Unterhalt erforderlichen Mittel, und zwar gleichviel, ob er etwas ausrichtet oder nicht. Und da ein Mann, der in diese geheime Organisation eindringen soll, sich jeden Augenblick der höchsten Lebensgefahr aussetzen muß, übernehmen Sie die Verpflichtung, im Fall seines gewaltsamen Todes — auch wenn derselbe durch Selbstmord erfolgt sein sollte — den Hinterbliebenen eine Summe von fünfzigtausend Dollars auszuzahlen."

„Verzeihen Sie, Mr. Pinkerton," unterbrach O'Connor den Lesenden, „so gern ich mich auch im Interesse meiner Mutter mit dieser letzten Bedingung einverstanden erkläre — den Satz, der von der Möglichkeit eines Selbstmordes handelt, mögen Sie doch immerhin streichen. Es beleidigt mich, zu denken, daß man mich einer solchen Feigheit fähig glaubt."

Allan Pinkerton richtete die klaren, durchdringenden Augen auf das leicht gerötete Antlitz des jungen Künstlers. „Ich habe jenen Satz mit vollem Vorbedacht in die Vereinbarung aufgenommen," sagte er ernst, „und da Ihre Frau Mutter nicht mehr anwesend ist, will ich Ihnen auch sagen, weshalb. Wenn die Molly-Maguires durch irgend einen unglücklichen Zufall vor der Zeit erfahren sollten, daß sie ihr Vertrauen einem Todfeinde geschenkt haben, und wenn dieser Feind sich alsdann noch im Bereich ihrer Macht befinden sollte, so werden sie sich gewiß nicht da-

mit begnügen, ihn durch einen Strick oder durch ein paar Revolverkugeln rasch und schmerzlos ins Jenseits zu befördern. Sie werden vielmehr in ihrem Rachedurst darauf bedacht sein, ihn eines langsamen, qualvollen Todes sterben zu lassen. Und ich kann es nicht als Feigheit bezeichnen, wenn jemand, der sich solchem Schicksal rettungslos überliefert sieht, lieber mit raschem Entschluß freiwillig sein Dasein endet."

Er hatte, während er sprach, den Blick nicht für einen Moment von dem Gesicht des anderen abgewendet; aber er durfte mit dem Ausfall der Probe, auf die er da den Mut seines neuen Detektive gestellt hatte, vollkommen zufrieden sein. Morgan hatte sich nicht verfärbt, und seine Züge hatten den Ausdruck finsterer, unerschütterlicher Entschlossenheit nicht verloren.

„Wohl, Mr. Pinkerton! Ich verstehe den gutgemeinten Wink, und es könnte sich unter den erwähnten Umständen allerdings ereignen, daß ich ihn befolge."

„Ich hoffe natürlich, daß Sie sich niemals in diese Notwendigkeit versetzt sehen werden. Aber bei gefährlichen Unternehmungen ist es immer gut, alle, auch die schlimmsten Möglichkeiten ins Auge zu fassen, und ich werde Sie deshalb mit einem Mittel ausrüsten, zu dem Sie auch dann noch unauffällig Ihre Zuflucht nehmen können, wenn man Ihnen nicht mehr Zeit lassen würde, einen Revolver gegen sich abzufeuern. Ein einziges Kügelchen, klein genug, um in der Kapsel eines Siegelringes verborgen zu werden, wird mit unfehlbarer Sicherheit hinreichen, Sie vor allen Qualen eines langsamen Todes zu bewahren."

„Ich danke Ihnen. Und haben Sie mir für den Augenblick noch etwas weiteres mitzuteilen?"

„Nur den letzten Satz meiner Vereinbarung mit Littlehales möchte ich Ihnen noch vorlesen, da er von einiger Bedeutung für Sie ist. Denn er lautet: „Um meinen

Agenten nach Möglichkeit vor einer späteren Rache der Molly-Maguires zu sichern, muß ich endlich zur Bedingung machen, daß er auch nach Beendigung seiner Thätigkeit ohne seine eigene freie Zustimmung in Verbindung mit dieser Angelegenheit niemals genannt wird, daß man sich bei etwaigen Prozessen gegen Mitglieder des Ordens nicht auf ihn beruft und ihn nicht ohne seine ausdrückliche Einwilligung nötigt, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen."

„Ich bewundere, wie vorsorglich Sie an alles gedacht haben, Mr. Pinkerton! — Wo aber soll ich Ihre letzten Weisungen in Empfang nehmen?"

„Sie können in jedem beliebigen Augenblick von hier abreisen?"

„Ja. Es war meine Absicht, noch heute nach Pottsville zu fahren, um meinem unglücklichen Bruder die letzte Ehre zu erweisen."

„Auf die Erfüllung dieses pietätvollen Wunsches werden Sie nun allerdings verzichten müssen; denn es ist selbstverständlich, daß Sie sich im Minenbezirk nicht erst in Ihrer wahren Gestalt zeigen dürfen. Ich erwarte Sie also übermorgen im Bureau des Herrn Linden, meines Vertreters in Philadelphia, und dort werden wir unsere letzten Verabredungen treffen."

Er hatte bei diesen Worten den Hut bereits in der Hand und verabschiedete sich nun schnell, wie wenn er dem anderen nicht mehr Zeit zu weiteren Fragen lassen wollte. In der offenen Thür aber blieb er doch noch einmal stehen.

„Noch eins, Mr. O'Connor, das freilich der Erwähnung kaum bedarf: Sie müssen während der Dauer Ihrer Thätigkeit jeden persönlichen und brieflichen Verkehr mit Personen, die Ihren wahren Namen kennen, vollständig aufgeben. Ihre Mutter ist davon nicht ausgenommen. Sie wird von Herrn Linden von Zeit zu Zeit Nachrichten

über Sie erhalten, aber sie darf Ihnen weder schreiben noch darf sie einen Brief von Ihrer Hand empfangen. Und Ihre Sache ist es, sich ihres unverbrüchlichen Schweigens über Ihren Aufenthalt und Ihre Aufgabe zu versichern. Sagen Sie ihr, daß Sie ein einziges unbedachtes Wort vielleicht würden mit dem Leben bezahlen müssen. Das wird ihr die Lippen versiegeln."

Er grüßte noch einmal und ging. Sobald sein Schritt draußen verhallt war, öffnete sich die Thür des Nebengemachs, und Frau O'Connor erschien auf der Schwelle.

„Du willst also wirklich gehen, Morgan? — Es ist dein fester Entschluß?"

„Mein unwiderruflicher Entschluß, Mutter! Und sagtest du nicht, daß deine Segenswünsche mich begleiten sollten?"

„Meine Gedanken werden Tag und Nacht bei dir sein, mein Sohn! Aber ich habe in dieser letzten Viertelstunde angefangen, mir schwere Vorwürfe zu machen. Am Ende bin ich allein es gewesen, die dich in dies furchtbare, gefahrvolle Unternehmen hineingetrieben — und vielleicht wird die Stunde kommen, da du mich deshalb verwünschest."

Morgan richtete sich hoch auf und sah ihr fest in die Augen. „Und wenn ich mein Blut tropfenweise hingeben müßte, Mutter — die letzte Regung meines Herzens bleibt doch eine Regung der Dankbarkeit und der Liebe zu dir."

Da erhob die Matrone ihre Hände und legte sie mit einem Blick nach oben in stummer, segnender Gebärde auf sein Haupt.

7.

Bestrahlt von dem gelben Flackerlicht zweier ziemlich trübe brennender Laternen, leuchtete von dem großen, weithin sichtbaren Schilde über der Eingangsthür des niedrigen, unansehnlichen Gebäudes die stolze Inschrift „Sheridan House" in kunstvoll gemalten, purpurroten Buchstaben

den Vorübergehenden entgegen. Diese Vorübergehenden allerdings schenkten dem prahlerischen Schilde kaum einen Blick. Sie kannten es zur Genüge, denn die wenigen Passanten der schmutzigen, schlecht gehaltenen Straße, der schmutzigsten in dem unsauberen irischen Viertel von Pottsville in Pennsylvanien, bestanden durchweg aus eingesessenen Bewohnern dieses übel berüchtigten Viertels, in das sich ohne zwingende Not zu so vorgerückter Abendstunde gewiß kein Nichtirländer mehr gewagt hätte.

Die hölzernen Läden vor den Fenstern des unteren Stockwerks von „Sheridan House“ waren geschlossen; durch ihre Fugen und Ritzen aber drang heller Lichtschein auf die Straße hinaus, und zuweilen steigerte sich das lebhafte Durcheinander lauter Männerstimmen hinter diesen Fenstern zu einem wüsten Lärm, der weithin durch die stille Nacht vernehmlich sein mußte.

Dröhnendes Gelächter und ein Sturm von Beifallsrufen schallte eben aus dem großen, niedrigen, von dichtem Tabaksqualm erfüllten Schenkzimmer, als ein neuer Ankömmling die Thür aufstieß, um zunächst ein paar Sekunden lang beobachtend stehen zu bleiben.

Es war ein lang aufgeschossener, derbknochiger, aber ziemlich hagerer Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren. Sein bartloses Gesicht wäre nicht unschön gewesen, wenn ihm nicht die ungewöhnlich dichten und struppigen schwarzen Brauen, sowie das tief in die Stirn hineingewachsene dunkle Haar einen fast unheimlich finsteren und wilden Ausdruck verliehen hätten. Gleich den meisten der im Schenkzimmer anwesenden Männer trug auch der neue Gast die gewöhnliche Kleidung eines Arbeiters. Nur ein malerisch um den Hals geschlungenes buntes Tuch schien auf das Bestreben seines Trägers hinzudeuten, auch in diesem einfachen Anzuge noch eine möglichst vorteilhafte Erscheinung zu machen.

Von den in ihre graue Rauchwolke eingehüllten Zechern, die teils an der sogenannten Bar, dem Schänktische, standen, teils in allen möglichen ungenierten Stellungen auf den hölzernen Stühlen und Bänken des dürftig ausgestatteten Raumes herumhockten, hatte bisher keiner das Oeffnen der Thür und die in ihrem Rahmen stehende Männergestalt bemerkt. War doch die allgemeine Aufmerksamkeit in diesem Augenblick ausschließlich jener Ecke des Gastzimmers zugewendet, wo ein wackliges, tafelförmiges Klavier von unbestimmbarem, aber offenbar schon recht beträchtlichem Alter Aufstellung gefunden hatte und wo auf einem hölzernen Schemel vor den gelben, klapperigen Tasten derjenige saß, dem augenscheinlich das beifällige Gelächter, wie die ermunternden Zurufe galten. Er war seiner Kleidung nach ein Minenarbeiter wie die übrigen, und die wohlgebildeten Formen einer kraftvollen, ebenmäßigen Gestalt zeichneten sich unter der groben Jacke ab, die seinen Oberkörper bekleidete. Er hatte ein sehr angenehmes Gesicht und ausdrucksvolle braune Augen. Nur sein rotes Haar und der dichte Vollbart von gleicher Farbe, der um Kinn und Wangen wucherte, beeinträchtigten ein wenig den gewinnenden Eindruck seiner Erscheinung.

Lächelnd hatte er die stürmische Anerkennung hingenommen, die ihm für seinen eben beendeten Vortrag zu teil geworden war, und lächelnd blickte er jetzt zu dem jungen Mädchen auf, das ihm gegenüber in nachlässiger Haltung an dem Klavier lehnte und dessen feurige dunkle Augen während des Gesanges unverwandt auf ihn gerichtet gewesen waren.

„Es freut mich, wenn meine Stimme Ihnen gefällt," antwortete er auf eine Bemerkung, die sie so leise gemacht hatte, daß niemand außer ihm sie hatte vernehmen können. „Eigentlich hatte ich das Lied auch nur für Sie gesungen."

„Ah, das ist natürlich eine höfliche Lüge,“ gab sie mit einem etwas unwilligen Aufwerfen des Kopfes zurück. „Und ich mag solche Redensarten nicht — damit Sie es für die Zukunft wissen.“

Wie ein Schatten des Verdrusses war es über ihr hübsches, nur vielleicht etwas zu scharf geschnittenes Gesicht geflogen, und sie wandte dem Sänger den Rücken. Dabei streiften ihre Augen den hageren jungen Mann, der noch immer mit verschränkten Armen im Rahmen der offenen Thür stand und dessen eigentümlich finsterer Blick jetzt dem ihrigen begegnete. Sie schien zu erwarten, daß er ihr ein Wort der Begrüßung zurufen werde; da es aber nicht geschah, zuckte sie leicht mit den Achseln und ging hinter den Schänktisch, wo sie sich niederließ, um sich, anscheinend unbekümmert um den wüsten Lärm der Gäste, in die Lektüre eines abgegriffenen englischen Romanbandes zu vertiefen.

Der neue Ankömmling aber that nun endlich einen Schritt ins Zimmer hinein und rief mit lauter, dröhnender Stimme über all das Getöse hinweg: „Hallo, Jungens! Seid ihr allesamt vom Teufel besessen? Oder ist euch Pat Monaghans schlechter Whisky schon ein paar Stunden früher zu Kopfe gestiegen als sonst?“

Ein neuer Ausbruch allgemeinen Gelächters gab ihm Antwort auf die Frage, die den Anwesenden in ihrer augenblicklichen rosigen Stimmung überaus scherzhaft vorzukommen schien.

„Schade, daß du nicht vor einer Viertelstunde gekommen bist, George Kerrigan,“ rief ihm vom Schänktisch her einer zu. „Da hättest du einmal hören können, wie das Lied vom braven Jim eigentlich gesungen werden muß, wenn es richtig wirken soll.“

Unter den struppigen Brauen des Angeredeten hervor flog ein giftiger Blick zu dem Mann am Klavier hinüber,

der eben seinen Schemel verließ, um sich am äußersten Ende des langen, schmierigen Holztisches niederzulassen.

„Pah, werde am Ende noch bei dem hergelaufenen Rotfuchs in die Schule gehen müssen — nicht wahr?“ knurrte er halb höhnisch, halb ärgerlich. Und dann, an den Schänktisch herantretend, fügte er in beinahe überlautem, befehlendem Tone hinzu: „Gieb mir ein Glas Brandy, Pat — aber, wenn's gefällig ist, nicht von dem, der in deinem eigenen Destillierkolben das Licht der Welt erblickt hat, damit magst du meinetwegen andere Leute vergiften! Ich bin noch zu jung für ein so klägliches Ende.“

Schallende Heiterkeit belohnte seinen Witz, und am herzlichsten stimmte Patrick Monaghan selbst, der hinter dem Schänktisch unermüdlich geschäftige Wirt vom „Sheridan House“, in das Gelächter ein.

„Für dich halte ich mir natürlich ein besonderes Fäßchen, mein Junge! Denn ich weiß, du brauchst einen Tropfen, der die Kehle geschmeidig macht und die Stimme klar. Wirst uns ja, wie ich denke, auch etwas zum besten geben, schon um deine Künstlerehre zu wahren — gelt, mein guter George?“

Das rote Trinkergesicht des riesenhaft gebauten Wirtes grinste ihn dabei bedeutsam an, und die kleinen stechenden Augen zwinkerten vielsagend nach dem rothaarigen Gaste hinüber, der schweigend am anderen Ende des Zimmers vor seinem halbgeleerten Glase saß.

George Kerrigan stürzte den dargebotenen Trank mit einem Zuge hinunter und schlug dann mit der Faust auf den Tisch, daß es klirrte.

„Zum Teufel mit dem Geschwätz! Wer daran zweifelt, daß meine Kehle ebensogut ist, wie die irgend eines ehrlichen Mannes in den Vereinigten Staaten, dem werde ich's, wenn er Verlangen danach trägt, mit meinen Fäusten beweisen.“

„Ei, so laß deine Kehle selbst den Beweis führen! Das ist weniger anstrengend für dich und um vieles ergötzlicher für uns. Die Ballade von Sir Patrick Spens, George! Darin übertrifft dich keiner dreihundert Meilen im Umkreise von Pottsville."

„Meinetwegen! Aber ihr wißt, daß ich mich nicht darauf verstehe, den elenden Wimmerkasten da zu bearbeiten. Und vielleicht hat Fräulein Daisy heute keine Lust, mich zu begleiten."

Das Mädchen erhob den hübschen dunklen Kopf vom Buche. „Warum nicht, George? Vorausgesetzt, daß man mich auf gehörige Art darum bittet."

Er machte ihr eine tiefe Verbeugung.

„Wollen Mylady die Gnade haben, mein jämmerliches Gekrächze auf Ihrem Konzertflügel zu accompagnieren?" fragte er mit komischer Feierlichkeit, und seine Zechgenossen wollten sich schier ausschütten vor Lachen über die Fülle seines Humors. Daisy Monaghan zauderte noch einen Augenblick; dann aber stand sie ohne ein Wort der Erwiderung auf und ging zu dem Klavier.

„Aber nur dies eine," sagte sie, als Kerrigan neben ihr stand, „ich bin müde und will auf mein Zimmer hinaufgehen."

„Vermutlich hat sich die Gesellschaft zu sehr verschlechtert, seitdem ich gekommen bin," gab er in boshaftem Tone halblaut zurück. „Vor fünf Minuten noch schienst du dich ja ausgezeichnet zu unterhalten."

Sie griff statt aller Antwort in die Tasten und zwang ihn dadurch, mit seinem Gesang zu beginnen. Die Stimme des Burschen war nicht übel, aber ohne jede Schulung, und sein Vortrag war von jener übertreibenden Unnatur, die ungebildeten Dilettanten bei der Wiedergabe pathetischer oder sentimentaler Dichtungen eigen zu sein pflegt. Nichtsdestoweniger verrieten seine selbstgefällige

Haltung und die triumphierenden Blicke, die er über seine Umgebung hinschweifen ließ, daß er sich für einen großen Künstler hielt, und seine Enttäuschung war offenbar um so größer, als ihn nach Beendigung seines Vortrages nur spärlicher Beifall belohnte.

„Du hast heute wohl noch nicht dein richtiges Maß, George," meinte in falsch angewandter Gutmütigkeit einer der Hörer. „Vorläufig, dünkt mich, ist dir der Fremde noch über."

Kerrigan drehte sich heftig um. „So laß ihn in des Teufels Namen zeigen, was er kann! Ich bin verdammt begierig, etwas von ihm zu hören."

Der also Herausgeforderte hatte sich gemächlich erhoben. „Wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, Kamerad — meinetwegen! Ich bin keiner von denen, die sich lange nötigen lassen. Aber das Fräulein muß mich ebenfalls begleiten, sonst bin ich von vornherein zu sehr im Nachteil gegen Sie."

Kerrigan maß den Nebenbuhler, der offenbar darauf ausging, ihm seinen Sängerruhm streitig zu machen, mit einem keineswegs freundlichen Blick. Aber er antwortete nichts, sondern trat mit einer geringschätzigen Bewegung der Schultern an den Schänktisch zurück, um sich sein gewaltiges Trinkglas von Pat Monaghan aufs neue füllen zu lassen.

Daisy war ruhig am Klavier sitzen geblieben, und als der Fremde halblaut einige Worte an sie richtete, nickte sie zustimmend, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden. Gleich darauf begann sie zu präludieren, und unter der lautlosen Stille allgemeiner Spannung sang der Rotbärtige eine bei der irischen Landbevölkerung besonders beliebte Ballade:

„Drei Schiffer fuhren aus gen West —
Gen West, als die Sonne sank —"

So aufmerksam, ja beinahe andächtig hatten die Gäste von „Sheridan House“ wohl kaum jemals einem Gesange gelauscht, wie diesem. Sie vergaßen sogar ihre gefüllten Gläser, und mehr als einem von ihnen ging das Feuer in seiner kurzen Pfeife aus.

„Bei Jingo, das ist ein ander Ding!“ rief ein graubärtiger Hüne, als der letzte Ton der schwermütigen Ballade verklungen war. „Ich glaube, Sie könnten Ihr Glück auf dem Theater machen, Kamerad! Ist's erlaubt zu fragen, woher Sie eigentlich kommen?“

„Ich habe zuletzt in Donalson und in den Kohlengruben bei Tower City gearbeitet,“ lautete die bereitwillig gegebene Antwort. „Aber die Leute dort gefielen mir nicht. Es sind da zu viel Deutsche. Und ein Irländer kann sich doch am Ende nur unter seinen Landsleuten wohl fühlen.“

„Will's meinen! — Auf Ihre Gesundheit, Kamerad!“

Der Rotbärtige that ihm Bescheid. Aber als er sich nun an seinen Platz zurückbegeben wollte, bestürmte man ihn von allen Seiten, noch mehr zu singen. Und er schien in der That keiner von den Zimperlichen, die sich lange nötigen lassen. Das alte Klavier, das Pat Monaghan vor zehn Jahren auf einer Versteigerung für wenige Dollars erstanden hatte, erlebte heute einen wahren Ehrentag. Zwar war Fräulein Daisy durchaus keine Meisterin, und das konnte nicht wunder nehmen, da sie nie einen anderen Lehrer gehabt hatte, als einen heruntergekommenen irischen Musiker, dem ihr Vater das Honorar für die Lektionen in Branntwein bezahlte. Aber sie kannte doch fast alle irischen Volkslieder und Balladen, und ihr Spiel, das recht hölzern und unbeholfen gewesen war, als sie Kerrigan begleitete, hatte jetzt einen anderen, gleichsam beseelten Klang. Fast eine Stunde lang wich sie nicht von ihrem Platze, und es war kein Zweifel, daß die rauhen Männer

der Arbeit den Vorträgen dieses sangeskundigen Fremden, der eine so wundersam weiche, einschmeichelnde Stimme hatte, am liebsten die ganze Nacht hindurch gelauscht hätten.

Da aber machte Kerrigan, dessen Gesicht immer finsterer geworden war und der fast unaufhörlich getrunken hatte, der musikalischen Unterhaltung ein jähes Ende. Er trat auf das Klavier zu und beugte sich mit täppischer Vertraulichkeit von hinten her über Daisy.

„Deine Müdigkeit war, wie es scheint, von einer ganz besonderen Art. Mir wolltest du durchaus nur ein einziges Lied begleiten, und für diesen hergelaufenen Bänkelsänger kannst du gar kein Ende finden. Vielleicht hat er sich dir schon in den Kopf hineingesungen — wie? Es würde mich verdammt interessieren, es zu erfahren."

Daisy antwortete nichts; aber sie stand auf und schlug den Deckel des Klavieres heftig zu. Eine Minute später hatte sie durch die hinter dem Schänktische befindliche Thür das Gastzimmer verlassen. Unter den begeisterten Zuhörern gab es große Unzufriedenheit über die Unterbrechung.

„Was hast du denn dem Kinde nun wieder gethan, George?" rief einer. „Kann sie dafür, daß der Gentleman seine Sache besser versteht als du?"

Dieser unverblümte Hinweis auf seine Niederlage hatte offenbar nur noch gefehlt, um Kerrigans mühsam niedergehaltenen Ingrimm zum Ueberschäumen zu bringen. Seine lange, sehnige Gestalt in allen Gelenken reckend, warf er einen wilden Blick umher. „Wenn euch das Gewinsel gefällt — mir gilt's gleich! Aber wissen möchte ich schon, ob sich der Fremde auch auf andere Dinge so gut versteht. Alles zu seiner Zeit! — Ich für meine Person bin heute nun einmal mehr zum Boxen aufgelegt als zum Singen."

Er stand in herausfordernder Haltung unter der qualmenden Hängelampe inmitten des Gastzimmers. In neugieriger Erwartung eines interessanten Schauspiels schoben sich die anderen zu einem Kreise um ihn zusammen. Der Rotbärtige aber war gelassen an seinen vorigen Platz zurückgekehrt, wie wenn ihn das alles durchaus nichts anginge.

„Noch ein Glas, Wirt!“ rief er gleichmütig nach dem Schänktisch hinüber, hinter dem Pat Monaghans rotes Gesicht gleich einem Vollmond durch den grauen Nebel des Tabakqualms leuchtete.

Diese Ruhe aber reizte Kerrigans Zorn nur noch mehr. Er brach in höhnisches Gelächter aus und sagte mit einer verächtlichen Handbewegung gegen den Fremden hin: „Thut dem armen Teufel nichts zu leide — ich bitt' euch! Seht nur, wie bleich er geworden ist. Er kann es nicht vertragen, daß man in seiner Gegenwart vom Boxen redet.“

Der Verspottete lehnte sich bequemer in seinen Holzstuhl zurück, schob beide Hände in die Hosentaschen und fragte, nachdem er eine dichte Rauchwolke aus seiner eben angezündeten Pfeife hatte aufwirbeln lassen: „Meinen Sie damit etwa mich?“

Kerrigan lachte noch lauter. „Zeit ist's, daß Sie das endlich merken. Wüßte wahrhaftig nicht, wen ich anders meinen sollte. Ist sonst keiner hier, der sich in der Ecke verkriecht, wenn ihm eine geballte Faust gezeigt wird.“

Gemächlich war der Rotbärtige aufgestanden, und er hatte die Hände noch immer in den Taschen, während er mit lächelndem Gesicht auf den herausfordernden Burschen zuschritt.

„Ist eine sonderbare Art von Willkomm hier in Pottsville. Aber ein bißchen Bewegung vor dem Schlafengehen hat auch ihr Gutes. Ein wenig Platz, Gentlemen, wenn ich bitten darf — nur so viel, als Herr Kerrigan braucht, um sich bequem auf den Dielen auszustrecken.“

Außer sich vor Wut warf sich der junge Minenarbeiter mit geballten Fäusten auf seinen Gegner; aber er mußte schon in der nächsten Minute zu seinem Schaden erfahren, daß er diesmal mit seiner Rauflust an den Unrechten gekommen war. An Geschicklichkeit wenigstens war ihm der Rotbärtige jedenfalls weit überlegen, denn mit einem einzigen wohlgezielten Faustſtoß streckte er Kerrigan unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden zu Boden. Und dabei hatte er es nicht einmal für nötig gehalten, die Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Nichts für ungut!" sagte er freundlich. „Und für einen Spaß, meine ich, wäre das nun genug."

Mit grimmverzerrtem Gesicht und haßsprühenden Augen raffte sich der Niedergeworfene von der Erde auf. „Zur Hölle mit dir und deinem Spaß, roter Halunke!" knirschte er, und seine Hand tastete nach der hinteren Tasche des Beinkleides, wo jeder Irländer der unteren Stände seinen Revolver zu tragen pflegt.

Aber der scharfe Blick des anderen war jeder seiner Bewegungen gefolgt, und er ließ dem Wütenden nicht Zeit, sich mit dem gefährlichen Instrument zu bewaffnen. Mit blitzschnellem Griff hatte er ihn um die Mitte des Leibes gefaßt, ihm in eiserner Umklammerung die Arme fest an den Körper pressend. Und dann geschah etwas, das keiner der Zuschauer für möglich gehalten hätte und das alle diese an aufregende und absonderliche Vorkommnisse hinlänglich gewöhnten Männer in sprachlosem Staunen auf das seltsame Schauspiel blicken ließ. Der Fremde hatte den baumlangen Burschen, der ihn an Größe um ein gutes Stück überragte, wie ein Kind aufgehoben und trug ihn nun ungeachtet seines Sträubens zur Thür. Einer der Umstehenden, der graubärtige Riese, der ihm vorhin zugetrunken, riß, seine Absicht erkennend, die Thür auf und begleitete es mit dröhnendem Beifallslachen, als

Kerrigan draußen noch einmal den Boden messen mußte. So glimpflich, als es die Umstände nur gestatteten, hatte der Unbekannte ihn auf das Pflaster geworfen.

Zu einem dritten Angriff von seiten des Gedemütigten aber ließ es der Alte nun nicht kommen. Schwer legte seine bärenhafte Rechte sich auf Kerrigans Schulter.

„Jetzt ist's genug, mein Junge! Und jetzt gehst du nach Hause. Du siehst, es ist kein glücklicher Tag für dich — da legst du dich am besten aufs Ohr. — Gute Nacht.“

Kerrigan stand mit eingezogenem Kopfe da und erwiderte kein Wort. Nur seine tückisch glitzernden Augen irrten ruhelos umher, und als sie jetzt die helle Mädchengestalt erspähten, die, von den übrigen unbemerkt, im halbdunklen Hintergrunde des schlechtbeleuchteten Flurs erschienen war, stieß er einen unartikulierten, heiseren Wutschrei aus und eilte dann plötzlich, sich von der Faust des Alten losreißend, ohne Abschied mit langen Schritten die Straße hinab.

8.

Ereignisse von der Art des kleinen, blitzschnell vorübergegangenen Zwischenfalls, der sich soeben hier zugetragen, gehören in einer von Irländern besuchten Branntweinschänke nicht zu den Dingen, von denen man noch des langen und breiten spricht, nachdem sie einmal vorüber sind. Man betrachtete das Ganze als einen gelungenen Spaß, der den unterhaltlichen Abend noch mehr gewürzt hatte, und nachdem man ein paar Minuten lang weidlich darüber gelacht, redete man an der Bar wie an den schmierigen Tischen wieder von anderen Sachen. Freilich war der Rotbärtige nach diesem unzweideutigen Beweise von kaltblütiger Entschlossenheit und außergewöhnlicher Körperkraft in der Achtung seiner neuen Bekannten ganz un-

verkennbar um ein gewaltiges gestiegen, und als er sich mit der Miene eines Mannes, der zum Plaudern nicht sonderlich aufgelegt ist, wieder an seinem alten Platze niedergelassen hatte, trank ihm bald der eine bald der andere mit einem wohlgemeinten Wort oder mit freundlichem Kopfnicken zu.

Patrick Monaghan aber, der würdige Besitzer von „Sheridan House“, schielte aus seinen kleinen, verschmitzten Augen immer wieder zu dem merkwürdigen Fremden hinüber, der an diesem Abend so viel zur Erheiterung seiner Gäste beigetragen hatte, und nach einer kleinen Weile überließ er seine Obliegenheiten als Wirt einem Aufwärter, um sich mit dem freundlichsten Grinsen, das er seinem feisten roten Antlitz abgewinnen konnte, dem Rotbärtigen zu nähern.

„Sie haben eine gute Faust, Herr, und ein paar kräftige Arme. Damit kann man hier in Pottsville schon sein Fortkommen finden. Und ich schätze, daß es Ihre Absicht ist, in einer der hiesigen Gruben Arbeit zu nehmen.“

„Das ist meine Absicht allerdings.“

„Der Steiger Jones von der Glan Carbon-Grube ist mir gut bekannt. Wenn Sie mit einer Empfehlung von mir zu ihm gehen, wird er Sie gewiß einstellen.“

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten gern an. Aber ich habe es nicht gar so eilig. Für eine Woche oder zwei reicht es auch noch so.“

Pat Monaghan lachte. „Und ein Narr, der früher zur Picke greift, als bis der letzte Dollar dahin ist! — Heda, Jonny, noch ein Glas für den Gentleman! Siehst du denn nicht, daß er auf dem Trockenen sitzt? — Haben Sie schon eine Wohnung in Pottsville, Landsmann?“

„Bin erst heute abend mit der Bahn angekommen, und meine Habseligkeiten liegen noch drüben in der Ge-

päckhalle. Vielleicht findet sich irgendwo in Ihrem Hause ein leeres Bett für mich — für einen menschlichen Preis natürlich, denn ich komme aus Tower City und nicht aus Kalifornien."

„Ei, sehe ich aus wie ein Halsabschneider? — Und Sie treffen es gut. Ich habe oben ein leeres Zimmer, das Sie so lange bewohnen können, als es Ihnen hier gefällt. Anderthalb Dollars die ganze Woche. Ich denke, das läßt sich hören."

„Abgemacht! Auf gute Hausgenossenschaft denn, Pat Monaghan!"

„Für jetzt und meinetwegen für immer, Herr — Herr —"

„Ja so — meinen Namen müssen Sie natürlich auch wissen," kam ihm der Fremde lachend zu Hilfe. „Nun, er ist kein Geheimnis — Henry Dougherty."

„Auf Ihre Gesundheit, Mr. Dougherty, und auf die Gesundheit aller braven Irländer!"

Der Rotbärtige that ihm Bescheid, und Pat Monaghan, der seine brennendste Wißbegierde gestillt sah, schleppte seine massige Gestalt wieder hinter den Schänktisch zurück. Er öffnete die kleine Thür, durch die seine Tochter vorhin verschwunden war, und rief hinaus: „Holla, Daisy — bist du noch auf den Beinen?"

„Ja, Vater," klang es von ihrer volltönenden Stimme zurück, „was soll's?"

„Der fremde Gentleman nimmt von heute an die Stube oben neben deiner Kammer. Sieh zu, daß er alles in gehöriger Ordnung findet, wenn er hinaufkommt."

Sie blieb ihm die Antwort schuldig, wie es überhaupt nicht ihre Art schien, viele unnütze Worte zu machen; aber nach Verlauf von etwa fünf Minuten tauchte ihre hohe Gestalt wieder in dem Thürrahmen auf, und nachdem sie ein paar Sekunden lang wie in unschlüssigem Zaudern

dort verweilt hatte, ging sie geradeswegs auf Henry Dougherty zu.

„Ich muß Ihnen erst ein Bett in Ihr Zimmer bringen lassen, Herr,“ sagte sie so laut, daß die Nächsten es deutlich vernehmen konnten, „und da wollt' ich Sie fragen —“

Jetzt aber dämpfte ihre Stimme sich plötzlich fast bis zum Flüstern, und keiner außer dem Angeredeten verstand, was sie weiter sagte. Aber es fand auch niemand etwas Verwunderliches in der leisen und lebhaften Unterhaltung, die sie ein paar Minuten lang miteinander führten. Es war ja nur natürlich, daß sie sich über seine besonderen Wünsche Auskunft bei ihm holte. Und ihr Gespräch war nicht von langer Dauer. Mit einem lauten, gleichgültig klingenden „Well, es soll alles eingerichtet werden, wie Sie es haben wollen“ ging sie wieder davon.

Eine Viertelstunde lang ereignete sich dann nichts Besonderes in „Sheridan House“. Plötzlich aber wurde draußen ein Durcheinander von Stimmen vernehmlich, und unter einem wuchtigen Fußtritt flog die Thür krachend auf.

„Aus dem Wege, wer seine Haut undurchlöchert nach Hause tragen will! Ich habe nur ein Wörtchen mit einem zu reden, der euch nichts angeht.“

George Kerrigan hatte es in drohendem Tone ausgerufen. Er sah noch wilder und aufgeregter aus als zuvor, und seine schwarzen Augen glitzerten tückisch wie die Lichter eines sprungbereiten Raubtieres. Er war nicht allein wiedergekommen, sondern neben und hinter ihm wurden noch andere Gestalten sichtbar, junge Bursche, deren Gesichter kaum erkennbar waren unter der dicken Schicht schwarzen Kohlenstaubes, der sie bedeckte. So dicht hielten sie sich bei ihrem Führer, daß niemand im Zweifel sein konnte über ihre Absicht, ihm im Notfall als Deckung und Beistand zu dienen.

Ein Augenblick tiefer Stille war der drohenden Auf-

forderung Kerrigans gefolgt. Jeder der Anwesenden blieb unbeweglich auf dem Platze, den er gerade eingenommen hatte, aber auf manchem der rauhen, verhärteten Gesichter malte sich deutlich das Wohlgefallen an der unverhofft dramatischen Wendung der Dinge. Nur der graubärtige Hüne, der vorhin den so kläglich unterlegenen Sänger nach Hause geschickt hatte, erhob sich etwas schwerfällig von seinem Schemel in der Ecke, wie wenn er die Absicht hätte, dem Raufbold in den Weg zu treten. Kerrigan aber hatte seine Bewegung gesehen, und er machte, von seinen trotzig dreinschauenden Gefährten wie von einer Leibwache umgeben, ein paar rasche Schritte auf Henry Dougherty zu.

„Der Spaß hat ein Ende — jetzt ist es Zeit, daß wir ernsthaft reden," rief er, und in seiner rechten Hand, die er bis dahin verborgen gehalten, blinkte der Lauf eines Revolvers.

Da richtete sich der Rotbärtige, der bis dahin ganz ruhig sitzen geblieben war und in dessen Gesicht sich kein Zug verändert hatte, gemächlich zu seiner vollen Größe auf und sagte gelassenen Tones so laut, daß man es bei der herrschenden Stille bis in den entferntesten Winkel des Schänkzimmers hören mußte: „Ein Thor ist, wer mit seinem Freunde streitet."

Gleichzeitig erhob er die rechte Hand; aber nicht zu seiner Verteidigung oder zum Angriff, sondern nur, um für einen Moment die Spitze des kleinen Fingers an den äußersten Winkel des rechten Auges zu legen.

Und die Wirkung seines in einem so gefährlichen Augenblick gewiß höchst seltsamen Gebarens war eine überraschende, ja geradezu wunderbare, denn Kerrigans Arm mit dem Revolver war plötzlich, wie von einem heftigen Schlage getroffen, schlaff herabgesunken, und als er ihn in der nächsten Sekunde mit einer trotzig-wilden Bewegung wieder

erhob, da waren es ein paar von seiner eigenen Leibwache, die sich ungestüm auf ihn warfen und ihm die Waffe entwanden.

„Nicht gegen einen Freund!“ klang es gleichzeitig aus einem halben Dutzend rauher Kehlen, und in die eben noch gleichsam versteinten Zuschauer war mit einemmal wieder Leben und Bewegung gekommen.

Der graubärtige Riese aber trat mit einem gefüllten Whiskyglase auf Henry Dougherty zu und sagte feierlich: „Hoch jeder Irländer, der im Vaterlande lebt und der in Dublin der Feier des großen Dan*) beiwohnen kann!“

Und der Angeredete ergriff sein Trinkgefäß, um nicht minder feierlich zu erwidern: „Bei seiner Geburt lag unser Land in Ketten. Er hat gearbeitet, um es frei zu machen. Nun aber liegt er im Grabe.“

Sie tranken. Dann streckte der Alte ihm seine gewaltige Rechte entgegen.

„Willkommen unter Freunden! — Ich bin Michael Lawler — vielleicht haben Sie den Namen schon gehört.“

Henry Dougherty zuckte merklich zusammen, seine Augen, die starr auf das verwitterte Gesicht des Graubärtigen gerichtet waren, öffneten sich weit, und in einem tiefen Atemzuge hob sich seine Brust. Einen Augenblick zögerte er, die dargebotene Hand anzunehmen, als ob er von irgend einer unsichtbaren Macht daran gehindert würde; dann aber schlug er nur desto kräftiger und herzhafter ein.

*) Daniel O'Connell (geb. am 6. August 1775, gest. am 15. Mai 1847), berühmter Volksredner und parlamentarischer Vorkämpfer für die politische Emanzipation der Irländer und für den Widerruf der legislativen Union zwischen England und Irland — ein Mann, der zu Lebzeiten bei seinen Landsleuten in nahezu königlichem Ansehen stand und dessen Name noch heute in allen Schichten der irischen Bevölkerung einen Gegenstand unbegrenzter Verehrung bildet.

„Ja, ich habe ihn schon gehört. Der meinige ist Henry Dougherty, und ich danke für den Willkomm."

Nun wurde er auch mit den übrigen Anwesenden bekannt gemacht, von denen jeder ihm seinen Namen nannte, und jedesmal war die Vorstellung von einem energischen Händedruck begleitet. Kerrigan, der finster abseits stand und den dicken Pat Monaghan auf sich einreden ließ, ohne ihm mit einer Silbe zu antworten, war der letzte, an den die Reihe kam. Auch er folgte dem Beispiel der übrigen, aber es war ihm an dem zuckenden Gesicht abzulesen, wie schwer und nach wie hartem inneren Kampfe er sich dazu entschloß. Rasch zog er seine Hand wieder zurück, und nachdem er noch hastig ein großes Glas Branntwein hinuntergestürzt hatte, verließ er ohne ein weiteres Wort mit seinen Freunden das Gastzimmer.

Michael Lawler, dem alle ganz unverkennbar einen besonderen Respekt bezeugten, hatte sich unterdessen an Doughertys Seite niedergelassen, ohne Zweifel in der Absicht, ein vertrauliches Zwiegespräch mit ihm zu beginnen.

„Wo sind wir denn geboren, Landsmann?" eröffnete er treuherzigen Tones die Unterhaltung. „Ist mir's doch beinahe, als müßt' ich ein Gesicht wie Ihres noch von drüben in der Erinnerung haben."

„Ich bin aus Galway. Aber ich war fast noch ein Junge, als ich nach dem Tode meiner Eltern über das große Wasser ging."

Michael Lawler schüttelte den Kopf. „Dann stimmt es nicht, denn ich habe niemals in Galway gelebt. Ich bin aus Armagh in der Provinz Ulster. Ich weiß nicht, ob Sie die Gegend kennen, Kamerad."

„Dort gewesen bin ich freilich nicht. Aber so viel ich mich erinnere, lebte da ein entfernter Verwandter meiner Mutter, Hugh Carroll mit Namen. Er war einer von den Pächtern eines gewissen O'Connor."

Der Alte hatte hoch aufgehorcht. „Hugh Carroll — ja freilich! Und ich habe ihn gut gekannt, denn einer von O'Connors Pächtern war auch ich."

„Wahrhaftig? — Wie ist die Welt doch so klein, daß nirgendwo zwei Menschen zusammentreffen können, die nicht schon durch irgend ein geheimes Fädchen miteinander verbunden wären! Aber wie war's doch mit dem O'Connor? Wurde er nicht von einigen wackeren Hiberniern um die Ecke gebracht?"

Das dunkelfarbige, energische Antlitz des Alten hatte sich in düstere Falten gelegt. „Er wurde gerichtet," ergänzte er mit einem Ausdruck tiefen, feierlichen Ernstes. „Und er hatte es verdient. Aber es war bei alledem doch schade um ihn. Ich habe ihn als meinen Feind gehaßt, aber hätten wir ihn auf unserer Seite gehabt, so würde ich nicht anstehen zu sagen: er war ein wackerer Mann."

„Man hat mir erzählt, daß mein Verwandter Hugh Carroll unter denen gewesen sei, die beauftragt worden waren, ihn zu töten."

Michael Lawler strich seinen grauen Bart und antwortete nicht sogleich. Erst nach Verlauf einer geraumen Zeit sagte er: „Mag sein, daß er unter ihnen gewesen ist; aber es mag ebensowohl sein, daß er's nicht war. Ehrlich gesprochen, Kamerad: dies ist eine Sache, von der ich nicht gerne rede. Es hat so jeder seine fatalen Erinnerungen, und diese da — na, vielleicht werden Sie mich verstehen."

Dougherty nickte, aber als in diesem Augenblick Johny, der Aufwärter, auf Pat Monaghans Wink Miene machte, ihm sein Glas von neuem zu füllen, hinderte er ihn daran durch eine abwehrende Bewegung.

„Nein, mein Junge! Für diesmal ist's genug, und morgen ist auch noch ein Tag. Ich will auf mein Zimmer gehen; denn ich bin rechtschaffen müde."

Er schüttelte Michael Lawler die Hand, grüßte die anderen, die noch keine Neigung zur Beendigung ihres Zechgelages zu spüren schienen, und folgte dem mit einer Kerze voranleuchtenden Burschen über die steile, knarrende Treppe in das erste Stockwerk hinauf.

„Da ist Ihre Kammer," sagte der Aufwärter, mit der ausgestreckten Hand eine der Thüren bezeichnend. „Ich werde Ihnen das Licht hier lassen. Gute Nacht!"

Er schlurfte auf seinen ausgetretenen Pantoffeln langsam wieder die Treppe hinab; Henry Dougherty aber hatte noch kaum Zeit gehabt, sich in seiner neuen Wohnung, einem überaus einfach ausgestatteten, schmalen und niedrigen Gemache, umzusehen, als von draußen leise an seine Thür geklopft wurde. Er rief nicht „Herein!" sondern ging hin, um zu öffnen, und es schien keine allzugroße Ueberraschung für ihn zu bedeuten, als er Daisy vor sich stehen sah.

„Ich habe große Angst Ihretwegen ausgestanden," sagte sie mit gedämpfter Stimme, aber mit vorwurfsvollem, fast zornigem Ausdruck. „Hatte ich Ihnen nicht ans Herz gelegt, sich sogleich zurückzuziehen, wenn Sie etwa genötigt worden wären, sich der Worte und Zeichen zu bedienen, die ich Ihnen angegeben habe? Statt dessen hatten Sie die Dreistigkeit, sich in eine Unterhaltung mit Lawler einzulassen. Leugnen Sie es nicht! Ich stand hinter der Thür und habe alles gesehen."

„Warum sollte ich es auch leugnen, Miß Daisy?" gab er ruhig zurück. „Lawler ist, wie mich dünkt, kein übler Gesellschafter und ein Mann von guten Manieren."

„Aber seine guten Manieren würden ihn nicht gehindert haben, Ihnen eine Kugel in den Leib zu jagen, wenn er dahinter gekommen wäre, daß — Aber was hilft es, viel davon zu reden! Ich kann hier natürlich nicht stundenlang mit Ihnen plaudern, und ich habe nur auf

Sie gewartet, um Ihnen zu sagen, daß Sie unbedingt wieder von hier fort müssen, und zwar so bald als möglich — gleich morgen früh."

„So schnell? Ah, das kann nicht Ihr Ernst sein, Daisy! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir einen so grausamen Befehl erteilen wollen?"

Sie schüttelte unwillig den dunklen Kopf. „Ich habe Ihnen nichts zu befehlen, und es kommt nicht darauf an, ob Sie mir etwas gethan haben oder nicht — lassen Sie doch diese abgeschmackten Redensarten! Sie müssen fort, weil Sie hier keine Stunde mehr Ihres Lebens sicher sein würden. Das ist der Grund!"

„Und warum sollte mein Leben hier mehr gefährdet sein als an irgend einem anderen Orte in den Staaten?"

„Weil Sie sich Kerrigan zum Todfeinde gemacht haben, und weil er der letzte wäre, auf seine Rache zu verzichten."

„O, Sie thun ihm unrecht. Er ist ja, wie es scheint, ein etwas widerhaariger Geselle; aber die kleine Meinungsverschiedenheit zwischen uns ist bereits vergessen. Er selbst hat mir die Hand zur Versöhnung gereicht."

Das Mädchen lachte spöttisch auf. „Ich möchte wohl, daß Sie ihm hätten ins Herz sehen können, als er es that. Er konnte ja nicht anders, denn heute würde er sofort alle gegen sich gehabt haben, wenn er Ihnen ein Leid zugefügt hätte. Aber das war heute! Schon morgen wird sich vielleicht keine Hand mehr zu Ihrem Beistand rühren, wenn er Ihnen von neuem zu Leibe geht."

„Nun, ich möchte es darauf ankommen lassen. Es ist nicht gerade meine Gewohnheit, mich auf fremden Beistand zu verlassen, und am Ende bin ich schon mit gefährlicheren Burschen fertig geworden, als es dieser Kerrigan ist."

Sie sah ihn an, und es war ganz unverkennbar etwas von Bewunderung in dem Blick ihrer dunklen Augen.

„Aber Sie müssen doch fort," wiederholte sie dann nach einem schweren Atemzuge. „Es wäre Leichtsinn, wenn Sie blieben, denn Sie würden damit unfehlbar in Ihr sicheres Verderben rennen. Es ist ja nicht um Kerrigan allein, obwohl er der Schlimmste ist, und obwohl er Sie haßt — aus einem Grunde, der zu thöricht ist, als daß ich ihn Ihnen nennen könnte. Aber Sie haben die da unten getäuscht, indem Sie sie glauben machten, daß Sie einer der Ihrigen seien, und wenn der Betrug entdeckt wird, haben Sie sie alle zu Feinden. Wollen Sie, daß ich meine Gutmütigkeit bitter bereue?"

„Gewiß nicht — und damit hat es auch keine Gefahr. Sind sie denn so sicher, daß ich wirklich einen Betrug beging, da ich mich durch das Paßwort als ein Molly-Maguire zu erkennen gab?"

„Wie sollte ich daran zweifeln? Hatten Sie doch die Worte und das Zeichen erst durch meine Mitteilungen erfahren!"

„Allerdings! Und ich werde Ihnen diesen Freundschaftsdienst gewiß nie vergessen, Daisy!"

Sie wurde rot und schlug die Augen nieder. „O, Sie dürfen meine Handlungsweise nicht falsch verstehen," unterbrach sie ihn rasch. „Aber ich kenne Kerrigan und wußte, daß er wiederkommen würde, um den erlittenen Schimpf an Ihnen zu rächen. Und weil ich nicht will, daß in unserem Hause Blut vergossen werde, gab ich Ihnen ein Mittel in die Hand, sich seiner zu erwehren, ohne daß es erst hätte zu Mord und Totschlag kommen müssen. Wären Sie einer der Unserigen gewesen, Sie hätten meiner Einflüsterungen nicht erst bedurft."

„Wohl, so werde ich Ihnen die Wahrheit sagen, Daisy: ich bin kein Molly-Maguire, aber ich bin ein Hibernier von der Gruppe in Buffalo. Und ich würde die Paßworte gekannt haben, wenn ich mich nicht aus besonderen

Gründen seit mehreren Monaten von allen Versammlungen hätte fernhalten müssen."

Sie hob die Augen wieder zu seinem Gesicht, und etwas mißtrauisch Forschendes war in ihrem Blick. „Ich weiß wohl, daß die Paßworte und das Erkennungszeichen alle drei Monate wechseln," sagte sie zögernd, „aber ich bin darum doch noch keineswegs sicher, daß Sie mich nicht belügen."

Er lächelte, und vielleicht war dies Lächeln mehr als alle Versicherungen danach angethan, ihre Zweifel zu zerstreuen.

„Ich habe allerdings in diesem Augenblick kein Mittel, Sie vom Gegenteil zu überzeugen; aber ich denke Ihnen im Lauf der nächsten Tage den Beweis für meine Aufrichtigkeit zu liefern."

„Sie sind also dennoch entschlossen zu bleiben — trotz meiner Bitte?"

„Fordern Sie von mir, was Sie wollen, Daisy, und ich werde es unbedenklich thun. Nur das fordern Sie nicht."

„Und was ist es, das Sie hier festhält, obgleich Sie doch überall im Minenbezirk ebenso leicht Arbeit finden würden — und vielleicht sogar besser bezahlte, als in den Gruben von Pottsville?"

„Was mich hier festhält? Ja, die Antwort wäre leicht gegeben, aber ich darf es Ihnen ja nicht sagen."

„Sie dürfen nicht, Mr. Dougherty?"

„Nein, denn Sie selbst haben es mir verboten, und ich möchte nicht noch einmal Ihren Zorn herausfordern wie vorhin, als ich Ihnen versicherte, daß ich nur Ihretwegen gesungen habe."

Jetzt färbte eine dunkle Blutwelle bis über die Stirn hinauf des Mädchens Gesicht. „So thun Sie, was Sie vor sich selbst verantworten können. Gute Nacht!"

„Nur eine Minute noch, Daisy! Und zürnen Sie mir nicht, wenn meine Frage Ihnen allzu dreist erscheint. Sind Sie mit diesem Kerrigan verlobt?"

Ihre schwarzen Brauen zogen sich unmutig zusammen, und ihre Augen blitzten. „Nein!" stieß sie heftig hervor. „Und wenn Ihnen jemand etwas derartiges gesagt hat, so hat er gelogen. Es mag sein, daß er mich heiraten möchte, und es mag auch sein, daß er meinen Vater auf seiner Seite hat, weil der ihn fürchtet, wie die meisten sich vor ihm fürchten. Aber ich habe ihm niemals ein Versprechen gegeben und werde mich nicht zwingen lassen, seine Frau zu werden, nach diesem Abend noch weniger denn zuvor."

Als würde sie mit einemmal inne, in ihrer Erregung viel mehr gesagt zu haben, als sie zu sagen beabsichtigt hatte, wandte sie sich plötzlich ab und lief, ohne ihm Zeit zu einer Erwiderung oder auch nur zu einem Gutenachtgruß zu lassen, zu der nächsten Thür, die sie rasch hinter sich schloß. Henry Dougherty hörte noch, wie sie von drinnen den Riegel vorschob; dann zog auch er sich in seine Kammer zurück. Und sobald er zwischen den kahlen Wänden seines neuen Heims allein war, ging in dem Ausdruck seines Antlitzes eine gewaltige Veränderung vor. Die sanften, lächelnden Züge wurden plötzlich hart und finster; auf dem Grunde der eben noch so heiter blickenden braunen Augen entzündete sich die Glut leidenschaftlichen Hasses.

„Meines Vaters Blut über dich, Michael Lawler!" murmelte er mit zusammengepreßten Zähnen. „Beim allmächtigen Gott, du sollst mir den Händedruck von heute abend teuer bezahlen."

9.

Der neue Bewohner von „Sheridan House" war schon in der Frühe des nächsten Tages ausgegangen, und die

zweite Nachmittagsstunde war vorüber, als er das ebenerdige Gastzimmer wieder betrat. Von den Besuchern, deren Lärm der Raum gestern abend erfüllt hatte, war jetzt kein einziger anwesend. Der Aufwärter, der mitunter einen geradezu stumpfsinnigen Eindruck machte, kauerte schlafend in einer Ecke, Daisy saß mit ihrem abgegriffenen Romanbande hinter dem Schänktisch, und Patrick Monaghan, der sich augenscheinlich nach dem Mittagessen einige gesunde Leibesbewegung machen wollte, ging im Zimmer auf und nieder.

Sein rotes Trinkergesicht hatte sich in verdrießliche Falten gelegt; aber sobald er den Eintretenden erkannte, heiterte es sich zusehends auf, und er beeilte sich, ihm seine Hand entgegenzustrecken.

„Sieh da, Mr. Dougherty! Also sind Sie uns doch noch nicht ganz untreu geworden! Daisy und ich — wir haben fast eine Stunde lang mit dem Mittagessen auf sie gewartet.“

„Das sollten Sie künftig nicht thun,“ erwiderte der Rotbärtige freundlich. „Denn ich liebe es, mein freier Herr zu sein und zu kommen oder zu gehen, wann es mir gefällt. Aber wenn Sie mir jetzt bei einer Flasche Portwein Gesellschaft leisten wollen, Mr. Monaghan, so werden Sie mir damit ein besonderes Vergnügen bereiten.“

Daisy hatte bei Doughertys Eintritt den Kopf von ihrem Buche erhoben und machte ihm jetzt hinter dem Rücken ihres Vaters ein Zeichen, das sich nur als eine stumme Abmahnung oder Warnung deuten ließ. Aber der junge Mann mußte es entweder nicht wahrgenommen oder nicht auf die rechte Weise erklärt haben, denn er zeigte sich sehr erfreut über die Bereitwilligkeit, mit der Pat Monaghan auf seine Einladung einging, und wenige Minuten später schon klangen die Gläser der beiden Männer zusammen.

„Eine hübsche Stadt, euer Pottsville,“ eröffnete er das Gespräch, „und wie mir scheint, auch genug lustige Burschen darin, um einen Menschen, der gerne vergnügt ist, nicht vor Langeweile sterben zu lassen. Ich denke wohl, daß ich Sie an einem der nächsten Tage um die versprochene Empfehlung an den Steiger Jones von der Glan Carbon-Grube bitten werde.“

Pat Monaghan blinzelte ihn ein paarmal von der Seite an, ehe er mit gedämpfter Stimme und vertraulichen Tones sagte: „Wird am Ende doch nicht das Rechte für Sie sein! Denn allzulange ist es wohl noch nicht her, daß Sie sich mit solcher Arbeit befassen.“

„Mit der Grubenarbeit meinen Sie? Wie kommen Sie auf solche Vermutung?“

„Nun, nichts für ungut — aber Ihre Hände — man sieht, daß die Schwielen daran noch nicht alt sind, Mr. Dougherty!“

Der andere legte seine beiden Hände auf den Tisch, wie wenn er es dem Dicken noch leichter machen wollte, sie zu mustern.

„Was für verdammt schlaue Kerle ihr doch seid,“ rief er lachend, „ihr hier unten! Da habe ich nun seit zwei Monaten rechtschaffen bald die Picke, bald die Schaufel geführt und im Schweiße meines Angesichts gearbeitet wie ein chinesischer Kuli. Aber man braucht nichtsdestoweniger nur ein einziges Mal die Füße unter Pat Monaghans Tisch zu stecken, um gleich bis auf die Knochen durchschaut zu sein. Nun, da wir doch einmal ganz unter uns sind — frei herausgesprochen: für was halten Sie mich denn eigentlich, mein ehrlicher Pat?“

Der Gefragte rückte auf seinem Stuhle hin und her. Es kostete ihm offenbar einige Ueberwindung, mit der Sprache herauszukommen. „Wie soll ich das sagen, ohne Ihnen zu nahe zu treten? Auch würde ich mich den

Teufel darum kümmern, denn für mich ist jeder ein ehrenwerter Mann, der an meinem Tische sitzt und seine Zeche bezahlt. Aber es waren da gestern abend so allerhand Sachen —"

„Was für Sachen?"

„Nun, ich meine — Sie ließen die Gentlemen, die ich mit einigem Stolz meine Freunde nenne, glauben, daß Sie von gewissen Dingen Kenntnis hätten oder einer gewissen Verbindung angehörten, die —"

„Die, wie ich hoffe, auch Sie unter ihre Mitglieder zählt, Mr. Monaghan," ergänzte Dougherty ruhig, „denn ich möchte in Pennsylvanien unter keines Mannes Dache wohnen, der nicht von den Unserigen ist."

Daisy hatte ihr Buch sinken lassen und blickte mit großen Augen unverwandt zu den Männern hinüber. Die Spannung in ihren Zügen bewies, mit welcher Aufmerksamkeit sie der halblaut geführten Unterhaltung folgte.

Monaghan aber warf sich in die Brust und sagte: „Ich denke, man kennt in ganz Schuylkill County Pat Monaghan von „Sheridan House"."

„Wohl! Dann sind wir also Freunde. Und was weiter?"

„Was weiter? — Nichts, als daß einige von den Unseren noch nicht recht daran glauben wollen, daß Sie wirklich ein Molly-Maguire seien."

„So schicken Sie jeden zu mir, der daran zweifelt! — Auf die eine oder die andere Art werde ich ihm beweisen, wer ich bin."

„Von welcher Gruppe?"

„Rede ich mit einem Manne, dem ich volles Vertrauen schenken darf?"

„Wenn Sie von den Unserigen sind, so reden Sie mit einem Bruder."

„Gut denn — von der Hauptgruppe in Buffalo. Und

ich meine, jeder Hibernier hat das Recht, sich in Pennsylvanien einen Molly-Maguire zu nennen."

„Wenn er sich legitimieren kann — ohne Zweifel!"

„So ist Ihnen die Kenntnis des Paßwortes noch nicht Legitimation genug?"

„O, es handelt sich nicht um mich," erwiderte der Schänkwirt ausweichend, „aber ich hörte an diesem Morgen einige unserer Freunde sagen, daß sie nicht früher an Ihre Zugehörigkeit zu unserem Orden glauben würden, als bis sie Ihre Karte mit der Unterschrift des Vorstandes gesehen hätten."

„Wahrscheinlich hat man hier guten Grund so mißtrauisch zu sein, und ich bin wahrlich der letzte, meine Freunde wegen ihrer Vorsicht zu tadeln. Aber das ist für mich ein übles Ding. Ich habe meine Karte in Buffalo gelassen, und wenn ich sie auch hier hätte, würde sie mir als Legitimation wahrscheinlich verwünscht wenig nützen, denn sie lautet nicht auf den Namen Dougherty."

Pat Monaghan rückte ein wenig zur Seite und schob sein halbgeleertes Weinglas bis in die Mitte des Tisches zurück.

„Das ist freilich ein übles Ding!" sagte er in auffallend verändertem Ton, um dann in ein Schweigen zu versinken, das in seiner Weise auch beredt genug war. Der andere aber blickte unterdessen vor sich hin wie jemand, der über eine wichtige Frage mit sich selber ernsthaft zu Rate geht, und plötzlich zog er ein zusammengefaltetes, schon arg beschmutztes und zerknittertes Zeitungsblatt aus der Tasche. Er breitete es auf dem Tische vorsichtig auseinander und deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle.

„Lesen Sie das da, Pat Monaghan!"

Der Schänkwirt machte ein verlegenes Gesicht. „Ich — ich habe meine Brille verlegt, und ohne das verwünschte Ding bringe ich keine Zeile Gedrucktes zusammen."

„So wird Miß Daisy vielleicht die Freundlichkeit haben, es Ihnen vorzulesen, denn ich möchte es nicht gerne selbst thun — aus verschiedenen Gründen.“

Das junge Mädchen war sofort aufgestanden und hatte sich dem Tische genähert. Sie wußte es dabei so einzurichten, daß sie hinter dem Stuhle Doughertys vorbei mußte, und in dem Augenblick, da ihr Kleid ihn streifte, flüsterte sie ihm zu: „Um Gottes willen — seien Sie vorsichtig! Sie stürzen sich ins Verderben!“

Dann nahm sie das Zeitungsblatt auf und las:

„Zu der Ermordung des deutschen Kaufmannes Johannes Berger haben wir unseren Lesern heute folgendes mitzuteilen. Es ist jetzt mit voller Sicherheit festgestellt, daß Berger nach einem Wortwechsel, an dessen Entstehung er übrigens ganz unschuldig gewesen sein soll, von dem Kommissionär und Hauseigentümer James O'Neil, einem Irländer, mit drei Revolverschüssen niedergestreckt und auf der Stelle getötet worden ist. O'Neil, der sofort verfolgt wurde und sicherlich gelyncht worden wäre, wenn man ihn erwischt hätte, hat leider Gelegenheit gefunden, sich vorläufig in Sicherheit zu bringen. Da er indessen sein gesamtes bewegliches und unbewegliches Eigentum hier in Buffalo zurücklassen mußte, so ist mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er entweder heimlich zurückkehren oder dadurch, daß er auf andere Weise etwas von seinem Besitz zu retten sucht, seinen Aufenthalt verraten werde. Und wir können versichern, daß die Polizei in diesem Fall ihre Augen mit ganz besonderer Wachsamkeit offen hält. Auch soll bereits ein Detektive von Pinkertons Agentur auf die Spur des Flüchtigen gesetzt worden sein. Die geringste Unvorsichtigkeit muß ihn unfehlbar verraten. Es heißt, daß O'Neil ein eifriger Hibernier gewesen sei, und wenn auch noch nicht erwiesen ist, daß seine Zugehörigkeit zu diesem Orden und seine Blutthat etwas miteinander

zu schaffen haben, so besteht doch gegründeter Verdacht, daß seine Genossen seiner Flucht nach Möglichkeit Vorschub geleistet haben. Der Verkehr der hiesigen Irländer dürfte darum neuerdings schärfer als sonst beobachtet werden."

Mit verständnisloser Miene hatte Pat Monaghan der Vorlesung zugehört, während Daisy sehr bleich geworden war und sichtlich Mühe gehabt hatte, die Erregung, von der sie ergriffen war, nicht schon im Klang ihrer Stimme zu verraten.

„Ich danke Ihnen," sagte Dougherty, indem er ihr das Blatt aus der Hand nahm und es wieder zusammenfaltete. „Und es wird Ihnen nun vielleicht eine Ahnung aufgedämmert sein, guter Freund, weshalb ich bei der beschleunigten Abreise von Buffalo neben manchem anderen auch meine Mitgliedskarte zurücklassen mußte."

Jetzt riß Pat Monaghan seine kleinen Augen auf, so weit er nur konnte. „Wollen Sie damit etwa sagen, daß Sie — daß Sie —"

„Meine Karte lautete auf den Namen James O'Neil, und so viel ich weiß, wurde ich vor beiläufig dreißig Jahren drüben in Irland auch auf diesen Namen getauft."

Der dicke Schänkwirt zog das verschmähte Glas wieder zu sich heran und leerte es bis auf den letzten Tropfen. „Beim großen Dan, was erlebt man doch für wunderliche Sachen! Und es ist alles wahr, wie es da in der Zeitung steht?"

„Wird wohl so ziemlich seine Richtigkeit haben," bestätigte Dougherty mit gleichmütigem Kopfnicken, und beinahe ehrfurchtsvoll blickte Pat Monaghan jetzt zu ihm empor.

„Sie hatten also ein Geschäft in Buffalo — und sogar ein Haus?"

„Zwei Häuser," verbesserte der andere, „gute, einträgliche Zinshäuser, die mir schon beinahe gestatteten,

sorgenlos zu leben. — Nun, es trägt sie keiner davon, während ich fort bin, und früher oder später werde ich schon wieder zu dem Meinigen kommen. Vorläufig freilich ist nicht daran zu denken, und ich werde hier um mein tägliches Brot arbeiten müssen, wie ich's seit meiner eiligen Abreise von Buffalo in diesen zwei Monaten nun schon an den verschiedensten Orten gethan."

„Aber haben Sie denn zu Hause keinen guten Freund, dem Sie sich anvertrauen dürften, damit er Ihnen etwas von Ihrem beweglichen Besitztum zukommen lasse?"

„O, an guten Freunden fehlt mir's nicht, und ich hätte ja nur nötig, mich an einen meiner Ordensbrüder zu wenden. Doch es ist vorderhand noch zu viel Gefahr dabei. Der Teufel weiß, in wessen Hände so ein Brief geraten kann. Und ich glaube, sie würden mir da oben übel mitspielen, wenn sie mich kriegten."

„O, was das anbetrifft — hier bei uns sind Sie sicher. Man vergreift sich in Pottsville nicht so leicht an einem Molly-Maguire."

„Gerade deshalb kam ich hierher, und eben deshalb möchte ich auch nicht wieder fort. Das einzige, was mir einige Sorge macht, ist die Bemerkung von dem Pinkertonschen Detektive, den sie auf mich gehetzt haben. Mit diesen Kerlen ist nicht zu spaßen."

Pat Monaghan lächelte, aber es war ein widerwärtiges, tückisches Lächeln. „Wer sagt auch, daß Sie mit ihm spaßen sollen? Man hat hier eine gute Art, solche vorwitzigen Burschen unschädlich zu machen. Ich schätze, auf den Kirchhöfen in Schuylkill County liegt schon mehr als einer, der zu uns kam, um wer weiß was für Geheimnisse zu entdecken, und dem statt dessen mit einer Handvoll Erde der Mund gestopft wurde, ehe er sich dessen versah."

Henry Dougherty nickte. „Die sicheren Mittel sind immer die besten. Aber um einen Menschen unschädlich

zu machen, muß man ihn erst haben, und ein Detektive von Pinkertons Agentur läßt sich nicht so leicht hinter die Schliche kommen."

Der Schänkwirt machte eine geringschätzige Handbewegung. „Anderswo mögen ihre Künste ja verfangen, bei uns verfangen sie nicht. Auch die schlauesten Burschen sind bei uns noch immer durchschaut worden. Wir haben so unsere besondere Manier, den Leuten auf den Zahn zu fühlen, und was der eine nicht sieht, der andere sieht es gewiß. Sie dürfen also ganz unbesorgt sein. Solange Sie in meinem Hause wohnen, verbürge ich mich für Ihre Sicherheit. Der Detektive, der sich nach „Sheridan House" wagen sollte, wird, wie ich meine, nach diesem nicht vielen mehr gefährlich werden."

Dougherty schüttelte ihm die Hand. „Sie sind ein wackerer Mann! Aber was ich Ihnen da anvertraut habe, bleibt natürlich vorläufig ganz unter uns. Wo es um Hals und Kragen geht, ist ein Zentner Vorsicht zu viel immer noch besser als ein Lot zu wenig."

Monaghan setzte eine entrüstete Miene auf. „Sehe ich aus wie ein Schwätzer? Ich schweige wie das Grab, und auf das Mädel können Sie sich ebenso fest verlassen wie auf mich. — Aber, bei Sankt Patrick, da vergesse ich über unserem Geplauder ganz und gar, daß ich noch im Keller zu thun habe, wenn meine Gäste nicht heute abend Durst leiden sollen. — Heda, Johny, du Siebenschläfer, du Murmeltier! Wird's dir gefällig sein, eine Laterne anzustecken und mit mir in den Keller hinabzusteigen? — Leiste Mr. Dougherty inzwischen Gesellschaft, Daisy! Und es wird nichts schaden, wenn du ihm dabei ein etwas freundlicheres Gesicht machst. Dein George ist ja zum Glück nicht da, um sich darüber zu ärgern."

Daisy hatte bei seinen letzten Worten verächtlich die Oberlippe geschürzt; aber sie hielt es nicht für notwendig,

eine Antwort zu geben. Sie saß wieder bei ihrem Buche hinter dem Schänktisch, und auch als sie mit Dougherty allein war, blieb es noch ein paar Minuten lang still zwischen ihnen.

Der Rotbärtige war es, der endlich das Schweigen brach. „Es scheint, daß ich nicht gut daran gethan habe, Ihnen mein Geheimnis zu offenbaren, Daisy," sagte er. „Sie wollen mit einem Menschen meines Schlages nichts mehr zu schaffen haben — nicht wahr?"

„Nein, Sie haben nicht gut daran gethan," erwiderte sie halblaut, „denn noch vor Mitternacht werden alle, die hier im Hause verkehren, Ihren wahren Namen kennen."

„Ei, versteht Pat Monaghan sich so schlecht darauf, ein Geheimnis zu wahren?"

„Käme die Polizei, ihn zu fragen, so würde er sich eher die Zunge abbeißen, als daß er etwas ausplauderte; vor den Ordensbrüdern aber darf er nichts verschweigen, und wenn er es Ihnen mit den heiligsten Eiden gelobt hätte. Es war hier heute früh schon eine förmliche Beratung Ihretwegen. George Kerrigan hat die anderen stutzig gemacht mit seiner Behauptung, daß Sie nun und nimmer ein rechter Molly-Maguire sein könnten. Jetzt will man Beweise von Ihnen verlangen, und wenn Sie sie nicht geben können, so —"

Dougherty war aufgestanden und hatte sich, um ihr näher zu sein, an den Schänktisch gelehnt. „Nun," fragte er gelassen, da sie inne hielt, „wenn ich sie nicht geben kann, was wird dann geschehen?"

„Ach, weshalb fragen Sie mich danach? Wenn Sie einer von den Unserigen sind, wissen Sie ja selbst, wie man mit Spionen und Verrätern verfährt."

„Wohl — ich weiß es. Und Sie, Daisy, halten auch Sie mich für einen Spion?"

Sie blickte auf und schüttelte den Kopf. „Nein! Aber

ich wollte, daß Sie irgend einen Beweis für die Wahrheit Ihrer Erzählungen hätten; denn ich bin seit gestern abend in einer beständigen Angst um Ihr Leben."

Er neigte sich noch näher zu ihr und ergriff ihre Hand, die sie ihm ohne Widerstand überließ. „Sie sind in Angst um mich, Daisy? Ich bin Ihnen also doch nicht ganz so gleichgültig, als ich nach manchem unfreundlichen Wort aus Ihrem Munde zu meiner Betrübnis annehmen mußte? Und Sie glauben an mich? O, was kümmert mich dann noch die Feindseligkeit und das Mißtrauen der anderen!"

Er hielt ihre Hand noch immer. In raschem Wechsel kam und ging die Farbe auf dem Gesicht des Mädchens.

„Sagen Sie mir, weshalb Sie jenen Deutschen erschossen haben," stieß sie wie nach schwerem inneren Kampfe plötzlich hervor.

Henry Dougherty zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. „Weil er die irischen Frauen beschimpft hatte, und weil es mir rot vor den Augen wurde, als ich dabei an meine Mutter dachte. Vielleicht war die Strafe zu hart, und ich hätte besser gethan, mich zu bezwingen. Aber mein Blut ist leider nicht dicker als das Blut anderer Leute, und es giebt Worte, die kein rechtschaffener Irländer hören kann, ohne mit der Faust nach dem Kolben des Revolvers zu fahren."

„Ja," sagte sie, und ihre schön gezeichneten Brauen zogen sich finster zusammen. „Und Sie haben recht gethan. Ich hasse diese Deutschen, die mit Verachtung auf uns herabsehen und sich für Menschen von einer besseren Gattung halten. Auch jenem dort ist gewiß nur geschehen, was er verdient hatte. Und Sie mögen jetzt ruhig hier bleiben! Es wird Ihnen kein Leid widerfahren, denn ich selbst will noch heute mit Michael Lawler reden."

Er wollte sie etwas fragen, doch sie ließ ihm nicht Zeit dazu. Der schnaufende Atem des dicken Pat Mo-

naghan wurde schon wieder auf der Kellertreppe vernehmlich, und rasch befreite Daisy bei diesem Zeichen seiner Annäherung ihre Hand.

„Gehen Sie jetzt!“ drängte sie. „Mein Vater hat ohne Zweifel den Wunsch, Sie noch einmal ins Verhör zu nehmen, und außerdem pflegt George Kerrigan um diese Stunde bei uns vorzusprechen. Es ist besser, wenn Sie nicht mit ihm zusammentreffen, solange nicht alles gehörig ins reine gebracht ist. Und bleiben Sie für den Rest des Tages oben auf Ihrem Zimmer! Wollen Sie mir das versprechen?“

„Ich verspreche Ihnen alles, was Sie von mir verlangen — wenn Sie mich nur nicht aus Ihrer Nähe verbannen.“

Daisy hatte darauf zwar keine Erwiderung mehr, aber sie warf ihm einen Blick zu, der um vieles beredter war als Worte, und er hätte wahrlich blind sein müssen, wenn er noch jetzt über die Natur ihrer Empfindungen hätte einen Zweifel hegen können.

„Armes Mädchen!“ dachte er, während er noch vor Pat Monaghans Eintritt die Thür des Gastzimmers hinter sich zuzog und die steile, knarrende Treppe emporstieg. „Aber ich darf nicht mehr zurück, und ich sehe keinen anderen Weg zum Ziele, als diesen.“

(Fortsetzung folgt.)





Die Lottogans.

Novellette von **Alwin Römer.**

Mit Illustrationen von Herm. Abel.

1.

„Bitte, hier herein, meine Herren!" sagte die alte Haushälterin leise und öffnete eine der schweren eichenen Thüren auf dem großen Hausflur des Beckerschen Hauses. „Herr Becker erwartet Sie schon!"

Der Justizrat mit seinem Sekretär trat ein. Es war ein geräumiges Zimmer mit alten, ehrwürdigen Möbeln und einer gebräunten Ledertapete, das man ihnen geöffnet hatte. Von einer großen bronzenen Lampe fiel mildes Licht auf alle Gegenstände umher. Es hauchte auch über die bleichen, eingefallenen Züge des alten Herrn, der, in Kissen verpackt, auf seinem Lehnstuhl am Ofen saß, einen Schimmer hoffnungsvollen Lebens. Doch konnte das den Näherkommenden, der sich leidlich auf die stumme Sprache verstand, die ernste Krankheit mit unheimlichem Griffel in dies Antlitz geschrieben hatte, nicht täuschen. Der alte Herr Becker, der noch vor einem Vierteljahre stramm und stattlich durch die Straßen gewandelt war, konnte es offenbar nicht lange mehr treiben.

„Guten Abend, meine Herren!" flüsterte der Kranke

hüstelnd. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?... Ich habe Sie bitten lassen, Herr Justizrat ... ich möchte mein Testament ändern ... damals, als wir es aufsetzten, glaubte ich..."

Der Kranke brach ab und stützte den Kopf in die Hand. Endlich fuhr er aus seinem Nachsinnen auf und ließ sich weiter vernehmen: „Es lebt hier jetzt eine Witwe Sabine Wolters, geborene Lorenz, mit ihren Kindern. Draußen in der Lübecker Straße, glaube ich. Der Mann war ein Jugendfreund von mir. Ich möchte daher die Kinder bedenken ... Die Legate für meine Haushälterin und den Kutscher bleiben. Das eigentliche Vermögen aber, das ich einer Stiftung hinterlassen wollte, soll geteilt werden. Die eine Hälfte verbleibt dem erwähnten Zwecke, die andere soll den drei oder vier Kindern ... ich weiß im Augenblick nicht, wie viel es sind..."

„Das ist aber doch von Wichtigkeit!" meinte der Justizrat.

„Wenn Sie mir gestatten wollen: es sind drei, ein Mädchen und zwei Knaben!" erklärte höflich der Sekretär mit seiner nicht gerade angenehmen Stimme.

„Wissen Sie das genau?" fragte der Justizrat verwundert.

„Zufällig!" antwortete der Sekretär. „Ich bin als städtischer Waisenpfleger vor ein paar Wochen dort gewesen!"

„Das trifft sich gut!" sagte der Justizrat. „Diese zweite Hälfte Ihres Vermögens soll also, wenn ich recht verstanden habe, an diese drei Kinder zu gleichen Teilen fallen. Ist es so, Herr Becker?"

Der Kranke nickte.

„Und das Haus?" fragte, Notizen machend, der Justizrat. „Soll das verkauft werden oder...?"

„Das Haus!" seufzte der Alte. „Das Haus soll dem Mädchen zufallen. Aber ich knüpfe daran zwei Bedingungen. Sie muß ihre Mutter bei sich behalten und ihr

die liebevollste Pflege angedeihen lassen bis an ihr Lebensende. Und das Haus darf sie nicht verkaufen oder vermieten. Sollte sie von hier fortziehen müssen, so soll es von den Brüdern bewohnt werden dürfen. Sind die auch nicht am Orte, so mag es leer stehen. Erst die nächste Generation soll frei darüber verfügen dürfen."

„Ganz recht," meinte der Justizrat. „Haben Sie noch einen Wunsch wegen der Testamentseröffnung?"

„An meinem Geburtstag," flüsterte der Kranke.

„Das ist?"

„Am 24. März. Das soll der Stiftungstag für das „Beckerheim" werden ... Noch ein bischen lange hin, nicht? Wir haben jetzt August ... Aber man denkt doch dann noch einmal an mich, während ich sonst wahrscheinlich schon vergessen wäre."

„Hoffentlich handelt es sich noch nicht um den nächsten 24. März," sagte lächelnd der Notar. „Sie haben ja den Herbst Ihres Lebens noch vor sich."

„Herr Becker werden noch hundert Jahre alt," erlaubte sich der Sekretär in süßlichem Tonfalle zu bemerken.

„Es ist aus!" keuchte der Kranke. „Ich habe heute früh mit dem Doktor gesprochen... Reinen Wein, Doktor! habe ich gesagt. Ich bin kein altes Waschweib... Da hat er mir den Gefallen gethan ... Es wird höchstens noch ein paar Monate dauern ... Mein Testament bleibt selbstverständlich ein Geheimnis bis zum Tage der Eröffnung ... Ich kann mich doch auch auf Ihren Sekretär verlassen, Herr Justizrat?"

„Ueber meine Lippen soll nicht eine Silbe kommen!" beteuerte lächelnd der in Rede Stehende.

„Er kennt seine Pflicht," fügte der Justizrat hinzu.

Eine Weile darauf knirschte die Feder des Sekretärs durch die Stille des Krankenzimmers. Dann las der Justizrat vor, was er diktiert hatte.

„Wen nehmen wir als Zeugen?“ fragte er danach.

„Genügt mein Kutscher und die Haushälterin?“

„Gewiß ... Ach, Herr Bodenstein, rufen Sie die beiden doch herein.“

Der Sekretär ging hinaus, den Auftrag auszuführen.

„Herr Justizrat,“ flüsterte der Kranke. „Wenn Sie nach der Testamentseröffnung die ... Witwe Wolters sehen sollten, so ... so fragen Sie doch, ob sie mir vergeben hat ... Es war ... nämlich ... meine Jugendliebe ... Sabine Lorenz ... die Tochter vom alten Organisten an Sankt Moritz.“

„Gern, Herr Becker,“ sagte gerührt der Justizrat.

Dann kam der Sekretär mit den Zeugen. Fünf Minuten später schritt der Notar schon mit seinem Gehilfen die Treppe des alten, feierlichen Hauses hinab. Den angebotenen Abendimbiß hatte er trotz des langen Gesichts, das sein Herr Sekretär dazu zog, höflichst dankend ausgeschlagen.

„Sie hätten sich ganz gern gestärkt, Bodenstein,“ sagte er in der Hausthür, „aber ich habe Frau und Kinder draußen in der Luisenluft, die keine Ahnung davon haben, wo ich so lange bleibe.“

„O bitte, bitte, Herr Justizrat!“ antwortete der Sekretär mit einem süßsauren Lächeln. „Ich hatte gar kein Verlangen, da oben noch etwas ... Es war doch eine fürchterliche Hitze in dem Zimmer. Im August zu heizen, das kann auch nur so ein alter Sonderling fertig bringen.“

„Es muß eben sehr schlecht mit ihm stehen. Uebrigens: so verschrieen er ist, ein gutes Herz hat er doch. Das haben wir heute gesehen. Wenn er eine brave Frau gehabt hätte: wer weiß, wie ganz anders sein Leben gewesen wäre. Da sehen Sie wieder mal, Bodenstein, was die Ehe doch wert ist.“



Dann las der Justizrat vor, was er diktiert hatte. (S. 71)

„Ich werde wahrscheinlich auch noch heiraten, Herr Justizrat."

„Machen Sie keine Witze, Bodenstein!"

„Durchaus nicht. Es ist schon seit längerer Zeit meine Absicht. Wenn man rings um sich das glückliche Familienleben sieht..."

„Na, dann viel Glück, Bodenstein. Es ist ein bißchen spät, aber... Wie alt sind Sie jetzt?"

„Achtundvierzig, Herr Justizrat."

„So? Achtundvierzig?... Ja, das ist ein stürmisches Jahr! Da braucht man sich nicht zu wundern, daß Ihr Herz revoltiert," lachte der Justizrat und schritt dann, seinem Sekretär guten Abend wünschend, eine Seitenstraße hinab. Dieser ging auf dem breiten Fußsteig der Hagenstraße weiter, die schönsten Zukunftspläne schmiedend, deren Ursprung freilich viel jüngeren Datums war, als er angegeben hatte, und der Justizrat vermuten konnte.

2.

Während der Mittagspause des nächsten Tages wandelte Sekretär Bodenstein nach der Vorstadt hinaus, wo Arbeiter, Handwerker, kleine Beamte und allerlei Krämer ihr Heim aufgeschlagen hatten. Dort erklomm er in einer der großen, öden Mietkasernen drei unfreundlich steile, vernachlässigte Treppen und zog dann eine Klingel, neben der auf einem weißen Pappschild geschrieben stand: „Witwe Sabine Wolters, geborene Lorenz."

Ein liebliches Blondköpfchen von etwa achtzehn Lenzen, schlank und biegsam wie eine Pfingstbirke, öffnete ihm.

„Guten Tag, mein liebes Fräulein!" sagte er freundlich und streckte dem hübschen Mädchen die Hand entgegen.

„Ach, der Herr Waisenpfleger!" entgegnete sie, unter seinem aufdringlichen Blick leicht errötend. „Bitte, treten Sie näher!"

„Wenn ich nicht störe?"

„Ganz und gar nicht."

Damit nötigte sie ihn in das Zimmer, das der kleinen Familie als Wohn-, Speise- und Empfangsraum diente.

„O bitte, bleiben Sie doch sitzen, meine beste Frau Wolters," bat er, als eine bleiche Frau mit vergrämtem, einstmals unzweifelhaft schön gewesenem Antlitz sich erhob, um den einflußreichen Mann, der ihrem Sohne Alfred Schulgeldfreiheit erwirken sollte, zu empfangen. Mit sanfter Gewalt drückte er sie wieder in den alten Lehnsessel zurück. „Nicht doch," fügte er hinzu, „mit einem alten Freunde darf man nicht so viele Umstände machen."

Frau Wolters war freudig verwundert über so viel Herablassung. Die beiden ersten Male, als sich der Herr Waisenpfleger bei ihnen hatte sehen lassen, war er viel stolzer gewesen.

„Wo stecken denn die Herren Söhne?" erkundigte sich Bodenstein lächelnd und nahm den ihm von Eva Wolters angebotenen Stuhl höflich dankend an.

„Alfred kommt jetzt bald aus der Schule!" erklärte die Mutter. „Und Heini hilft seiner Schwester in der Küche!"

„Ja, weshalb ich eigentlich komme, Frau Wolters," knüpfte der Waisenpfleger hier an, indem er die Stirn in höchst wichtige Falten zog, „mit der Freischule für Alfred wird das kaum etwas werden. Von verschiedenen Seiten wurde mir entgegengehalten, daß Ihre Familie hier in der Stadt begüterte Freunde hätte..."

„Das muß ein Irrtum sein... eine Verwechslung," stammelte die Witwe. „Wir haben hier weder Freunde noch Verwandte."

„Aber weshalb sind Sie dann eigentlich von Berlin hierher gezogen?"

„Des Greilingschen Legates wegen. Mein Vater war Organist an Sankt Moritz. Und das Legat ist für

Töchter von Kirchenbeamten. Sie müssen aber hier wohnen."

„Und das haben Sie erhalten?"

„Noch nicht," seufzte die Witwe.

„Noch nicht?" entrüstete sich Bodenstein. „Sollte man in diesem Falle auch bezüglich Ihrer Verhältnisse falsch berichtet sein? Hm... denken Sie doch einmal nach, liebe Frau Wolters. Hatte denn Ihr verstorbener Gatte gar keine Jugendfreunde hier?... Mir war es, als ob einer den Namen Müller... nein, Becker glaub' ich... genannt hätte! Es soll ein sehr reicher Mann sein, der gewiß gern etwas für Sie thun würde."

Frau Wolters war plötzlich errötet. Aber sie schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt und sagte: „Bekannt sind wir beide wohl mit ihm gewesen. Aber das ist eine Ewigkeit her ... Und dann ... von Freundschaft war da nachher nicht mehr die Rede. Von dieser Seite haben wir nichts zu erwarten, Herr Sekretär."

„Hm," meinte Bodenstein lauernd, „Sie könnten es vielleicht einmal versuchen?"

„Niemals," erklärte die Witwe bestimmt. „Es wäre zwecklos."

„Dann muß ich doch sehen, für Sie Stimmung zu machen ... Das Schulgeld für Alfred, wenn Sie das annehmen wollen, kann ich selbst ja vorläufig bezahlen."

„Ich danke Ihnen von Herzen im Namen des Jungen, der Ihnen hoffentlich Ehre machen wird in der Schule. Es wäre wirklich zu schmerzlich für mich gewesen, ihn da herausnehmen zu müssen ... Gebe Gott, daß ich leben bleibe," stammelte Frau Wolters, „und mit meinen schwachen Kräften ..."

„Verzagen Sie nur nicht. Sie haben ja die Eva auch, die Sie nicht verläßt. Wer weiß, ob sie nicht mal eine gute Partie macht und Ihnen dann alle Sorge abnimmt."

„Ach, wer von den jungen Leuten interessiert sich heutzutage ernsthaft für ein Mädchen, das nicht einmal eine Ausstattung hat?“ sagte seufzend die Witwe.

„O, es giebt noch ehrenwerte Männer genug, die ein Mädchen um seiner selbst willen heiraten!“ erklärte Bodenstein pathetisch.

„Vielleicht,“ antwortete die Witwe. „Aber könnte man von solchem Manne schließlich noch verlangen, eine ganze Familie mit in den Kauf zu nehmen?“

„Warum soll sich ein edel gearteter Mann nicht auch dazu verstehen?“ sagte voll Salbung der Sekretär. „Ich wüßte nicht, was mich abhalten könnte, wenn ich ein Wesen wirklich liebte...“

„Ja, Sie!“ unterbrach ihn die Witwe und überflog die magere Gestalt mit einem Blick scheuer Hochachtung. „Aber wer denkt sonst noch so?“

Der Sekretär sagte nichts weiter, als: „Abwarten!... Abwarten!“ und gab dann das Thema auf. Er hatte diese Mahnung mehr an sich selbst gerichtet als an die gebrochene ungläubige Frau da vor sich. Nach ein paar harmlosen Bemerkungen zu der endlich eintretenden Eva entfernte er sich und suchte eiligst die Stätte auf, wo er zu speisen gedachte.

Er war mit seinen Erfolgen dieses Besuches vollauf zufrieden. Die Familie Wolters wußte und ahnte nichts von dem Glück, das der alte Becker nach seinem Hinscheiden über sie ausschütten wollte. Die Verhältnisse waren noch bedrückender geworden als das letzte Mal, da er dort gewesen. Eva aber, die er erkoren hatte, Frau Sekretär Bodenstein zu werden, sah noch viel schöner und lockender aus als je zuvor.

3.

Es dauerte nicht lange, so war er ein fast täglicher Gast in dem Vorstadthause; ein Gast, der sich trotz seiner

ausgearteten Sparsamkeit nie mit leeren Taschen zu Wolters begab. Und wenn auch die Gaben nicht übermäßig reichlich waren, mit denen er dem Haushalt zu Hilfe kam, so wurde es doch von ihnen allen höchst dankbar aufgenommen.

Nur Eva, die an den langsam aufdringlicher werdenden Blicken des so plötzlich aufgetauchten Helfers die ihr unheimlich dünkende Absicht, ihr besonders zu gefallen, merkte, zog sich scheu vor ihm zurück. Frau Wolters, mit der jeder Mutter eigenen Beobachtungsgabe in solchen Dingen, wußte wohl, was den alten Hagestolz trieb, sich ihrer so anzunehmen. Ein leises Gefühl in ihr mahnte sie zuweilen, ihm anzudeuten, daß die achtzehnjährige Eva für seine Jahre doch wohl nicht passe. Aber die Angst, seine einflußreichen Beziehungen dann womöglich zu ihren Ungunsten spüren zu müssen, ließ sie schweigen. Ja, als sie sich durch die abstumpfende Kraft der Gewohnheit mehr und mehr an die Gestalt des Sekretärs gewöhnt hatte und außerdem in seiner Fürsorge für sie und die Kinder den Wert seines inneren Menschen zu erkennen glaubte, fing sie an, Eva sanfte Vorwürfe über ihre Zurückhaltung und Kälte zu machen, mit der sie dem einzigen Freunde der Familie in dieser kummervollen Zeit begegne.

Das Mädchen wurde dann allemal blaß und lief die nächsten Stunden mit verweinten Augen herum. Ach, in ihrem jungen, thörichten Herzen hatte sie sich ganz andere Bilder von ihrer Zukunft zusammengeträumt! Aber da in dem ewigen Einerlei der Tage ihre zähe Kraft zu hoffen und zu widerstehen zur Neige ging, weil kein Zeichen, keine aufmunternde Zeile aus dem großen, schnellebigen Berlin ihr nachgeflattert kam, so bemächtigte sich ihrer schließlich eine dumpfe Gleichgültigkeit.

Der Sekretär benutzte eine Stunde, in der Eva einem solchen trostlosen Hinbrüten verfallen war. „Armes Kind!" flüsterte er, nachdem die Mutter hinausgegangen war, um

für die Jungen eine Abendsuppe zu kochen. „Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!"

Dabei streichelte er ihr die weiche, mollige Kinderhand, die trotz der harten Arbeit, die dem Mädchen in der Wirtschaft oblag, fein und zierlich geblieben war.

Ein wenig schauderte es sie, als seine knöchernen Finger sie berührten; aber sie zog die Hand nicht zurück. „Sie helfen uns ja, Herr Sekretär," antwortete sie.

„Das ist nicht der Rede wert," heuchelte er. „Wenn ich... wenn Sie, Eva, mir ein Recht gäben, hier zu helfen ... ich weiß ja, ich bin kein Jüngling mehr... aber ich bin auch noch kein Greis... und wenn ich auch nicht Liebe in dem stürmischen Sinne der Jugend verlangen und geben kann: glücklich machen würde ich Sie und die Ihrigen nach meinen bescheidenen Kräften doch! Warum weinen Sie, Eva?... Beleidigt Sie meine Werbung so sehr?"

„O, Sie sind ja so gut... so gut, Herr Sekretär!" schluchzte sie. „Ich weiß, ich kann Ihnen das nicht sein, was Sie erhoffen!... Ich bin... ich kann... o Gott, meine arme Mutter, meine armen Brüder!"

„Sie täuschen sich, Eva," flüsterte er eindringlich. „Nach wenigen Monaten schon werden Sie es erkennen, daß Sie das Rechte gethan haben, wenn Sie nicht „nein" sagen zu meiner Werbung! Ich will Sie ja auch nicht überrumpeln. Lassen Sie sich Zeit. Nur eine Antwort möchte ich haben, die mir die Thür hier nicht verschließt. Und ich könnte nicht wiederkommen, wenn Sie mich abwiesen. Also reden Sie! Darf ich oder darf ich nicht?"

Eine Weile blieb es still im Zimmer, so unheimlich still, daß man wähnen konnte, sein Herz klopfen zu hören.

„Ja!" hauchte sie dann endlich. „Kommen Sie. Ich will... versuchen, ob..."

„Dank, Dank, du liebes Mädchen!" flüsterte er freudig

erregt über diesen Sieg und küßte sie auf die Stirn. Und als nachher die Mutter kam und die Lampe brachte, bat er kühn um ihren Segen.

„Nein, so rasch noch nicht!“ sagte ängstlich das Mädchen.

Aber er beruhigte sie sofort: „Es soll dich das durchaus nicht binden, liebe Eva. Doch warum sollen wir uns den Segen deiner Mutter nicht erflehen? Kann er uns schaden?“

„O Mutter, Mutter!“ schluchzte sie auf und warf sich der Hüterin ihrer Kindheit an die Brust.

„Ich denke auch noch an keine Verlobung, Frau Wolters,“ erklärte Bodenstein. „November, Dezember, Weihnachten vielleicht, wenn wir uns aneinander gewöhnt haben werden.“

„Bist du zufrieden, Mutter?“ flüsterte Eva.

„Du überhebst mich großer Sorgen, Kind,“ antwortete sie und strich ihr leise und zärtlich den Scheitel.

Das gab ihr neue Kraft für ihr Märtyrertum. Entschlossen richtete sie sich auf und sagte: „Wir brauchen damit nicht zu warten, Herr Sekretär. Ich bin Ihre Braut!“

„Keine Uebereilung, Eva!“ erklärte er kopfschüttelnd. „Wir wollen nicht einen Schritt thun, der uns nachher leid thun könnte. Ein paar Monate sind bald dahin; aber sie werden uns einander näher gebracht haben, so Gott will! Wenn der Winter einzieht, wollen wir's die Menschen wissen lassen. Und ehe er abzieht, soll die Hochzeit sein. Glaube mir, es ist das beste so.“

Und dabei blieb es. Was hätte auch daraus werden sollen, wenn der Justizrat oder der alte Becker selber aus der Zeitung oder anderer Quelle erfahren hätte, wie seltsam der Sekretär seine Testamentskenntnis zu benutzen verstand, ohne das ihm auferlegte Schweigen dabei zu brechen!

4.

Die Familie Wolters saß um den vierbeinigen, mit grüngeblümtem Wachstuch überzogenen Tisch im Wohnzimmer. Alfred, der Quartaner, der das „Tageblatt"



studierte, rief plötzlich begeistert aus: „Da müssen wir hin, Eva!"

„Wohin denn?" fragte die Schwester verwundert.

Er schob ihr die Zeitung hinüber. „Hier!" sagte er wichtig und zeigte mit dem Finger auf eine fett und groß gedruckte Annonce. „Lies bloß!"

Und Eva lächelte und las folgende Anzeige:

„Viertausend fette Gänse werden täglich vom 12. bis 17. September auf der Schützenwiese verlost! Hier kann ein jeder sich für nur zehn Pfennige eine fette Gans holen!"

Natürlich elektrisierte diese großartige Nachricht auch Heinrich, das jüngste Mitglied der Familie. Er warf in Hast seine Soldaten, die ihm unlängst Onkel Bodenstein mitgebracht hatte, durcheinander, kletterte von seinem Stuhl herunter und hing sich seiner von ihm vergötterten Schwester an das zierliche Schürzchen, als habe er die Absicht, dessen Tragfähigkeit zu probieren. „Da müssen wir hin, Eva! Wahhaftig, da müssen wir hin!" stammelte erregt der kleine Bursche. „Eine Gans? Eine 'ichtige, lebendige Gans, F'edi? Hei, wie wi'd sich Mama f'euen, wenn wir die fette Pielegans anb'ingen!"

„Sachte, sachte, mein Liebling!" lächelte die Mutter, die sich ein wenig erholt hatte in den letzten Wochen, weil die Last der Sorgen nicht mehr so fühlbar auf ihr ruhte. „Die Nürnberger hängen keinen, ehe sie ihn haben!"

„Wofür kaufen wir uns denn aber ein Los?" fragte Alfred diplomatisch, und da weder die Mutter noch Eva auf diesen Köder anbeißen wollten, fügte er etwas zaghafter hinterdrein: „Weißt du, Mamachen, du wolltest mir doch schon gestern zwanzig Pfennig zum Haarschneiden geben. Nicht?"

„Gewiß!"

„Wenn ich mir nun das Haar von Mittlers Otto in der Lehrlingsschule schneiden ließe, dürften wir dann das Geld dazu nehmen? Dann könnten wir uns gleich zwei Lose kaufen."

„Nun, ich habe nichts dagegen," entschied die Mutter. „Versucht einmal euer Glück, vorausgesetzt, daß Onkel Bodenstein Lust hat, euch zu begleiten. Denn irgend jemand muß mitgehen. Und ich bin zu schwach dazu."

„Der wird schon Lust haben, wenn Eva mitgeht," meinte altklug Alfred.

„Ich?" fragte rotwerdend Eva. „Nein, ich bleibe bei Mama!"

„Warum?" fragte die Mutter erstaunt. „Du schämst dich doch nicht etwa des Herrn Sekretärs?"

„Nein. Aber ..."

„Aber?"

„Laß uns drei lieber allein gehen."

„Eva, ich verstehe dich nicht. Wenn du ihn nicht mochtest, brauchtest du doch nicht einzuwilligen!"

„Ich werde mich ja schon an ihn gewöhnen," seufzte das arme Ding.

„Ich hoffe, du wirst ihn sogar noch lieben lernen. Er hat doch ein gutes Herz ... Glaube nur, daß das bei den meisten Ehen nicht anders zugeht ... Gott, wie wenig kannte ich euren Vater, als wir uns verlobten ... Lag mir doch ein ganz anderer im Sinn, damals ... Und wie glücklich sind wir miteinander gewesen!"

„Wolltest du nicht früher auch einen anderen heiraten, Eva?" erkundigte sich treuherzig Alfred, der trotz des leise geführten Gesprächs kein Wort davon verloren hatte.

„Einen anderen?" fragte Eva errötend.

„Ja, einen Studenten," behauptete er. „Ich weiß es noch ganz gut. Wir wohnten damals in der Königgrätzer Straße in Berlin, und ihr traft euch immer beim Goethedenkmal!"

„Aber, Alfred, pfui, wie kannst du so etwas sagen!" entrüstete sich Eva.

Der Verräter ließ sich jedoch nicht beirren. „Erinnere dich nur," sagte er, offenbar stolz auf sein Gedächtnis. „Er hatte schwarze Haare und eine goldene Pistole an der Uhrkette. Und immer seid ihr zusammen gegangen. Einmal ..."

Der Klang der Flurglocke unterbrach Alfreds Enthüllungen. Noch nie war der schrille Schall so erlösend an Evas Ohren gedrungen.

„Onkel Bodenstein! Schnell, mach auf, Fredi!" Diesmal kam er wirklich wie gerufen, und es war daher kein Wunder, daß Eva ihm bedeutend freundlicher entgegenging, als das sonst wohl zu geschehen pflegte. Ein Schimmer von Befangenheit lagerte noch auf ihrem süßen Gesicht, wie sie dem Eintretenden die Hand reichte, und ließ sie dadurch noch mädchenhafter und reizvoller erscheinen. Dem alten Schleicher schwoll ordentlich das Herz vor Freude bei ihrem Anblick. Er war überhaupt in guter Stimmung. Hatte ihm doch der Hausarzt des alten Becker, den er auf der Straße getroffen und beiläufig nach dem Befinden des Sonderlings gefragt hatte, die Auskunft gegeben, daß es sich nur noch um Wochen handle, die der Kranke noch zu leben habe. Der Tag, an dem er die Früchte seiner Spekulationen ernten durfte, rückte also immer näher. Gleich nach Beckers Ableben wollte er die Verlobung veröffentlichen, und noch vor der Testamentseröffnung im März mußte Eva Wolters die junge Frau Bodenstein geworden sein.

Der geplante gemeinschaftliche Gang nach der Schützenwiese behagte ihm zwar nicht besonders. Aber er vertraute seinem guten Stern, der ihn sicher ans Ziel führen würde. Was konnte man schließlich auch darin finden, wenn er mit den drei Kindern der Witwe den Festplatz besuchte? Der alte Becker konnte ihn ja nicht sehen, und hinterbringen würde es ihm auch kaum jemand.

Zum großen Jubel der beiden Knaben erklärte er sich daher nach kurzem Zögern bereit, ihnen als Führer und Schützer zu dienen. Auch Eva, froh, der Verlegenheit entronnen zu sein, in die sie Alfreds schreckliche Schwatzhaftigkeit gebracht hatte, überwand ihre Abneigung und

beteiligte sich an der Verabredung. Schon am nächsten Nachmittage sollte die Expedition unternommen werden. Es waren noch Gerichtsferien, und der Sekretär konnte daher ohne Schwierigkeiten einmal Urlaub nehmen.

Und so marschierten die vier denn richtig am folgenden Tage gleich nach Tische, da Heinrich auch den letzten Rest von Geduld verbraucht hatte, der Schützenwiese zu.

Menschen jeden Alters und Standes waren mit ihnen auf dem gleichen Wege. Schwatzend und lachend, die Kinder mit stillverklärten Blicken der nahen Herrlichkeiten denkend, schoben sich die Gruppen vorwärts. Bald trug auch eine erste leise Luftwelle ihnen jenes unbeschreibliche Gemisch von Lärm und Dunst entgegen, in dem Paukenschläge und Trompetenstöße, Drehorgelklänge, Papageiengekreisch und, wie Heini ganz genau heraushörte, Gänsegeschnatter sich mit den Düften aus Schmalzbäckereien und ähnlichen Buden vereinigten.

Nun endlich, endlich hatten sie die Schützenwiese und das erste Karussell erreicht. Der Sekretär sah sich genötigt, den Reitsportneigungen Heinis und Fredis seufzend einen Nickel zu opfern, ließ sich aber nach Beendigung des stolzen Umrittes auf den prachtvollen Holzschimmeln auf keine Wiederholung des Vergnügens ein. „Weiter!" kommandierte er und, auf das Gewühl vor ihnen deutend, fügte er hinzu: „Wenn du meinen Arm nehmen wolltest, Eva. Wir könnten sonst voneinander kommen."

Eva errötete, aber sie that ihm den Willen. Wer in diesen Menschenmassen bekümmerte sich auch wohl um sie?

Alfred und das Nesthäkchen hatten sich angefaßt und mußten vor ihnen her trotten, damit sie ihnen nicht aus den Augen kommen konnten. An allen möglichen Jahrmarktskostbarkeiten schoben sie so vorüber, und mancher begehrliche Blick des Brüderpaares blieb an den Honigkuchensäulen, den Schmalzkuchenbergen, den bunt glasierten Zucker-

stangen haften. Onkel Bodenstein jedoch wußte, wie schädlich diese lockenden Sachen den Zähnen sind, und fütterte daher die Armen statt ihrer mit dieser seiner Weisheit.

Nach etlichen Irrfahrten an Riesendamen, Panoramen, Feuerfressern, Nixen und anderen Sehenswürdigkeiten vorüber, gelangten sie endlich an die Lotteriebuden. Heini brach in eine Art von Indianergeheul aus, als er glücklich die langen Hälse der „Vielegänse" zu erblicken vermochte. Mit aller Kraft seiner kleinen Gliedmaßen schob er sich durch den Menschenknäuel, der sich vor dieser anziehenden Bude gesammelt hatte, und nötigte dadurch die anderen, ihm zu folgen. Der Unternehmer der Gänselotterie machte zweifellos ein ganz großartiges Geschäft. Die langen, bunten Papierstreifen mit je vier Nummern darauf waren stets im Handumdrehen verkauft.

Alle Augenblicke wanderten ein paar Nachkommen der Retterinnen des Kapitols in die Hände der glücklichen Gewinner. Dann wurde schnell eine frische Serie von Losen ausgeboten, das große Glücksrad drehte sich von neuem, und wieder spazierten aus der schier unerschöpflichen Schar der appetitlichen Vögel etliche über die Köpfe der Nieteninhaber hinweg zu den Glückspilzen.

„Jetzt geht's los!" schrie Heini begeistert und reckte seinen Hals nach den Vögeln, als wolle er ihnen in dieser Fertigkeit Konkurrenz machen. Bodenstein, innerlich überzeugt, daß die hier von ihm zu opfernden Nickel weggeworfenes Geld seien, kaufte zum Entzücken der Jungen richtig zwei Lose.

Kreischend drehte sich die große Nummernscheibe, und der Sekretär mußte erkennen, daß er die Rechnung diesmal ohne die holde Frau Fortuna gemacht hatte. Heini, der keinen Moment von der Zuversicht verlassen worden war, ein unbestreitbares Anrecht auf einen der wackeren Vögel da oben zu besitzen, Heini gewann!

„Hurra!" schrie er, atemlos vor Freude, und auch Alfred, betäubt von so viel Glück, stimmte mit ein. Unterdessen reichte man die schnatternde und flügelschlagende Pommerin herüber, und wohl oder übel mußte Onkel Bodenstein seine Arme öffnen und die Gabe der Glücksgöttin in Empfang nehmen. Leider hatte er sich im Umgang mit diesen wohlschmeckenden Vögeln nie geübt; kaum gebraten waren sie ihm ein paarmal im Leben näher getreten.

Ahnte das dies boshafte Geschöpf? Oder hatte es vielleicht eine nur zu berechtigte Antipathie gegen den dürren Gesellen mit den funkelnden Augen, der ihrer Schönheit und Munterkeit in seinem begehrlichen Magen „allzu früh und fern der Heimat" das Grab bereiten würde? Genug, die Gans machte ihm redlich zu schaffen. Mit den breiten, nicht besonders sauberen Füßen begann sie Kletterpartien an seinem Sonntagsrock hinauf; ihren feuchten Schnabel wühlte sie in die blendenden Tiefen seines Chemisetts, und mit den Flügeln machte sie ihm einen Wind um die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging.

Er ahnte es dumpf: dieses entsetzliche Vieh würde ihm noch viel Kummer bereiten!

Aber zugleich mußte er überrechnen, was für ein glänzendes Geschäft er mit den zwei Nickeln gemacht hatte. Vier Mark war sie mindestens wert, die widerspenstige Schnatterliese. Und je ungebärdiger sie sich benahm, desto besser sollte ihm ihr Fleisch dereinst munden. Dieser Gedanke versöhnte ihn mit dem Unbehagen, das er augenblicklich ertragen mußte, versöhnte ihn sogar mit den abscheulichen Flecken, die er plötzlich auf einem seiner Aermel wahrnahm, Flecken, die eine etwas gebildetere Gans auf keinen Fall verursacht hätte!

Mit Mühe und Not vermochte er aus dem Wirrwarr vor der Bude zu entkommen, und er überantwortete nun

die Gans seiner Begleiterin, um die Spuren des losen Vogels wenigstens oberflächlich beseitigen zu können. Leider machte Heini während dieser Zeit allzusehr sein Herrenrecht geltend, indem er anfing, dem Tiere schüchtern die Federn zu streichen. Daraufhin fuhr es, die beabsichtigte Zärtlichkeit mißverstehend, mit dem Schnabel herum, offenbar, um nach Heinis Händchen zu schnappen. Der Kleine wich erschrocken zurück, dafür aber trat nun Alfred in Aktion und wischte der Unzugänglichen einen kleinen Klaps aus. Das reizte die Gefangene nur noch mehr, und da Eva, durch einen Gruß, den ihr soeben ein hübscher junger Mann mit dunklen Haaren und einem ebensolchen, keck gezwirbelten Schnurrbärtchen bot, in Anspruch genommen, auf die Gans in ihrem Arm nicht gehörig acht gab, so entzog diese sich plötzlich mit ein paar kühnen Flügelschlägen der ungewohnten Haft. Sie flog geradeswegs auf die Auslage einer Kuchenhändlerin los, mitten zwischen die braunen, duftigen Pflaumenkuchen*).

Heini erhob ein großes Wehklagen, und Alfred bemühte sich energisch, den Ausreißer wieder zu fangen. Natürlich entquoll dem flotten Mundwerk der Verkäuferin eine Flut von Anklagen und Verwünschungen, die schließlich in der Forderung gipfelten, ihr den Berg Pflaumenkuchen bei Heller und Pfennig zu ersetzen, wenn sie nicht die Polizei holen solle. Der Sekretär protestierte, hochrot vor Zorn; Heini schrie noch immer, er wußte selbst nicht genau, warum, da Fredi sich der Gans glücklich wieder bemächtigt hatte und diese nun so derb gepackt hielt, daß sie ein wahres Jammergeschnatter anstimmte. Nur Eva, die vielleicht am sichersten Ruhe hätte stiften können, stand noch immer auf dem Platze, wo sie den Gruß vorhin empfangen hatte, und kümmerte sich nicht im geringsten um den tragi-

*) Siehe das Titelbild.

komischen Auftritt. Auch der Jüngling vor ihr schien für nichts anderes Augen zu haben. Leise, aber augenscheinlich sehr beredt sprach er auf sie ein, manchmal, wenn ihm das rechte Wort zu fehlen schien, an der kleinen goldenen Pistole drehend, die als Schlüssel an seiner Uhrkette hing. Evas Angesicht aber zeigte sich seltsam verklärt, ihre Augen leuchteten, ihre halb geöffneten Lippen, die in letzter Zeit ein leiser Ausdruck von Gram umschwebt hatte, erschienen wie im Traume lächelnd, und ein lieblicher Gluthauch lagerte auf ihren Wangen.

„Zweimal habe ich geschrieben, Eva!" beteuerte der junge Mann. „Ich habe die Briefe noch. Auf beiden derselbe Vermerk: „Adressatin nicht zu ermitteln." Sollst sie selbst sehen ... Aber die Hauptsache ist doch, daß wir uns überhaupt wiedergefunden haben. Noch zwei Jahre in der Klinik des Professors — und ich gründe mir selbst eine Praxis. Dann kann kommen, was will: wir werden es zusammen auf die Schultern nehmen, nicht?"

„Ach, Egon, daraus kann nichts mehr werden," sagte sie beklommen, und düstere Schatten huschten plötzlich über ihr Gesicht.

„Warum nicht?" fragte er bestürzt. „Hast du das Vertrauen zu mir verloren, weil ich nicht eifriger dabei war, dich aufzuspüren? Kind, ich saß fürchterlich in der Arbeit! So ein Examen hat's in sich, du kannst es glauben. Und dann kam der Glücksfall, daß ich in die berühmte Klinik als Assistenzarzt eintreten konnte: das hat mich auch aus dem Konzept gebracht, aber gedacht habe ich doch immer an dich, jeden Tag, den Gott werden ließ. Und sowie ich nach Berlin gekommen wäre, hätte ich eure alte Wohnung aufgesucht und den Hauswirt und sonst wen ausgefragt, bis ich gewußt hätte, wo ihr geblieben wart!"

„Du Guter!" flüsterte sie. „Aber es kann doch nichts mehr daraus werden!"

„Dummheiten!“ sagte er ungeduldig. „Warum denn nicht?“

„Eva!“ rief in diesem Augenblicke der Sekretär mit seiner vor Zorn fast übergeschnappten Stimme. „Nimm doch mal Alfred die Gans wieder ab!“

„Wer ist denn das?“ fragte Egon Vollbrecht, erstaunt den dürren Sekretär betrachtend.

„Mein Bräutigam!“ sagte sie tapfer, doch mit zuckenden Lippen.

„Eva!“ rief er schmerzlich. „Du hättest ...?“

„Es ist so, Herr Doktor!“ sagte sie, sich zusammenraffend. „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ murmelte er heiser und drückte ihr die Hand so heftig, daß sie beinahe laut aufgeschrieen hätte. „Es ist hier nicht Zeit und Ort, mehr zu reden. Aber ich werde Sie aufsuchen ... ich ...“

Die letzten Worte erstarben ihm in der Kehle. Noch einen Blick warf er auf die, die ihm der Inbegriff seiner Jugend, seines Glückes geschienen; dann mischte er sich unter das Gewoge des Volkes. —

Onkel Bodenstein war nach langem Feilschen mit der Händlerin einig geworden. Er bekam ein großes Paket des beschädigten Kuchens und hatte dafür eine schöne blanke Reichsmark zu entrichten. Seine Stimmung war nicht gerade rosenfarbig. Aber im Hinblick auf die Zukunft bezwang er sich, so gut es gehen wollte. Er lud dem Jüngsten das Kuchenpäckchen auf und nahm selbst wieder die Gans unter den Arm, ohne auf die boshaften Zurufe der alle Zeit vorhandenen Spötter zu hören, die ihn zum „Nürnberger Gänsemännlein“ oder auch „Hans im Glücke“ stempeln wollten. Dann steuerte er kühn aus dem gefährlichen Gebiete des Festplatzes fort in ruhigere Sphären.

„Mit wem sprachst du denn da so angelegentlich?“ fragte er endlich mit einem lauernden Blicke.

„Das war der Herr Doktor Vollbrecht,“ gab sie errötend Auskunft. „Ein Bekannter von Berlin her.“

„Richtig, das war ja der!“ platzte Fredi heraus.

„Du schweigst!“ befahl Eva energisch. „Nur keine Auseinandersetzung über diesen Jammer!“ dachte sie und fragte Heini sogleich, ob er lieber einen Honigkuchen oder eine von den mitgenommenen Buttersemmeln wolle.

Heini entschied sich enthusiastisch für Honigkuchen, und Eva trat an eine der Buden heran, um für ihre Brüder die verheißene Leckerei zu kaufen. Als sie zurückkam, sah sie, wie Bodenstein ängstliche Blicke nach einem der von Menschen überfluteten Hauptwege warf. Er hatte die Justizrätin mit ihrer kleinen Familie entdeckt. Wenn er nicht schleunigst verschwand, so war ein Zusammentreffen mit ihnen unvermeidlich. Da er aber gar keine Neigung hatte, Eva vorzustellen und dadurch seinem Chef womöglich sein so sauber eingefädeltes Plänchen zu verraten, so schützte er dem Mädchen gegenüber einen plötzlichen Schwindelanfall vor. Er legte ihr erst noch vorsichtig die Gans wieder in die Arme und entfernte sich dann, um auf einem großen Umwege eines der Wirtschaftszelte aufzusuchen, wo Eva ihn nachher abholen sollte. Alfred nahm er mit. Heini blieb bei der Schwester. —

„Kam denn der Herr Doktor oft zu euch, Fredi?“ fragte der Sekretär, als sie den sicheren Hafen erreicht hatten.

„Zu uns in die Wohnung kam er überhaupt nicht,“ erklärte Alfred, ganz überrascht, nicht nur einen Schnitt Bier, sondern sogar ein heißes Würstchen von Onkel Bodenstein spendiert zu erhalten.

„Aber er traf sich öfters mit Eva?“

„Ja. Im Tiergarten am Goethedenkmal!“

„Und dann gingen sie zusammen spazieren, was?“

Fredi sah den Ausfrager mißtrauisch an. Aber Onkel

Bodenstein machte ein so freundliches, ermunterndes Gesicht, da brauchte er wahrhaftig nicht zu lügen.

„Ja," sagte er und biß aufs neue in die saftige Wurst hinein.

„Hm ... und hatten sich sehr gern, nicht?"

Alfred nickte nur, weil er den Mund noch zu voll hatte. „Einmal haben sie sich sogar geküßt," sagte er endlich.

„O, so ein Kerl!" entrüstete sich innerlich der Sekretär. „Der fehlte mir jetzt gerade, sie mir vor der Nase wegzuschnappen!"

Und wie ein Jagdhund auf der Suche starrte er in das Getriebe hinaus, die Vorüberziehenden unaufhörlich musternd. Wenn sie jetzt wieder mit diesem fatalen Doktor zusammen wäre? Sich überreden ließe, ihn, den Achtundvierzigjährigen, laufen zu lassen? Dann fahre wohl, schöne Erbschaft, trauliches Heim, sorgenlose Zukunft!

Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Er hatte keine Ruhe mehr, hier still zu sitzen. Eilig schluckte er sein Bier hinunter und hastete wieder hinaus, die so thöricht Verlassene aufzusuchen. Das war freilich das Unsinnigste, was er beginnen konnte; denn auf dem großen Festplatz mit den verschiedenen Budenreihen war ein Zusammentreffen ohne feste Verabredung der reine Glücksfall.

Eva hatte sich auch wirklich gerade von der anderen Seite her zu der Restauration begeben, die ihr Bodenstein bezeichnet hatte. So verfehlten sie sich natürlich, und erst spät, als die Abenddämmerung schon ihre ersten Schatten über den Platz warf, fanden sie sich wieder. Eva hielt noch immer krampfhaft die Gans unter dem Arme, die sich übrigens unter ihrer Obhut ausgezeichnet betragen hatte. Erleichtert atmete sie auf, als sie endlich gemeinschaftlich den Heimweg antreten konnten.

Aber die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages waren noch nicht zu Ende.

Der Festplatz lag kaum hinter ihnen, da überantwortete der Sekretär den zahm gewordenen Vogel Alfred. Er hatte das Bedürfnis, Eva seine ganze Zärtlichkeit und Güte fühlen zu lassen, und wollte ihr daher wieder den Arm bieten. An schönen Worten fehlte es ihm ja nicht; so gelang es ihm vielleicht, eine in ihr etwa von neuem aufkeimende Neigung zu jenem anderen wieder zu ersticken, ehe sie seinen Plänen gefährlich werden konnte.

Alfred fühlte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen; fest und sicher hielt er die Gans umklammert. Nun kamen sie an die ersten Häuser der Stadt; die Gaslaternen brannten schon und vom Himmel blinkten unsicher die ersten Sterne.

Da mußte man ein Wässerlein passieren, das sich durch ein paar Regentage üppig verbreitert hatte und gegen seine sonstigen Gewohnheiten lustig plätscherte.

Das erweckte eine unnennbare Sehnsucht an das schöne feuchte Element in dem Busen der von Staub, Hitze und Hunger offenbar ermatteten Pommerin.

Mit dem Aufgebot der ganzen ihr noch übrig gebliebenen Kraft kämpfte sie plötzlich gegen die sie umschlingenden Arme des Knaben an und entflatterte aufs neue. —

„Meine liebe Eva!“ hatte der Sekretär just wieder einmal so innig gesagt, als seine trockene Stimme das nur fertig brachte; da bemerkte er das neue Unglück. „Du verwünschte Gans!“ entfuhr es ihm in einer ganz anderen Tonart. Er löste Evas Arm schnell aus dem seinen und machte sich wütend an die Verfolgung.

Mit Hilfe von ein paar Anwohnern gelang es ihm, die Gans wieder vom Wasser zu jagen. Aber nun lief sie wie wahnsinnig die Straße hinauf, zur Stadt hinein, schneller als die vier ihr folgen konnten. Die Schwärme der vielen Zurückkehrenden entzogen sie alsbald ihren Blicken. Wo die Straße sich gabelte, standen sie schließ-

lich ratlos. Aber es war keine Zeit zum Ueberlegen, wenn man den Flüchtling wieder haben wollte.

„Lauf du die Hagenstraße entlang, Alfred," ordnete Bodenstein an, „wir suchen den Braunschweiger Weg ab. Auf dem Blücherplatz treffen wir uns."

Und so geschah es. Leider aber sandte der Braunschweiger Weg eine Seitengasse ab, ehe er auf den Blücherplatz mündete, und das liebe Publikum, das der Sekretär aufgeregt um Auskunft über seine entlaufene Gans bat, spaltete sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, in zwei Parteien. Die einen hatten etwas Gänseähnliches jene Seitengasse hinaufhuschen sehen, die anderen behaupteten dasselbe von dem Braunschweiger Wege.

So mußten sich auch der Sekretär und Eva trennen.

„Wenn nicht früher, treffen wir uns bei euch daheim," rief Bodenstein, der in der Ferne schon ein Geschnatter zu vernehmen glaubte, und verschwand im Dämmerdunkel des sich schnell herniedersenkenden Septemberabends. Eva eilte, Heini mit sich ziehend, leichtfüßig dem Blücherplatz zu.

In der Hast rannte der Knabe gegen einen Herrn an, der nachdenklich seines Weges ging.

„Verzeihen Sie," bat das Mädchen, „aber wir haben solche Eile!"

„Eva!" rief der Wanderer, der sich von seinen Freunden draußen auf dem Festplatz frühzeitig getrennt hatte. „O, das ist kein Zufall! Das ist eine Fügung! Jetzt mußt du mir erst erzählen, wie..."

„Aber wir haben wirklich keine Zeit, Herr Doktor," flüsterte sie bebend.

„Unse'e Gans is ausgekniffen," erläuterte Heini ungeduldig die Situation. „Wir müssen schnell machen!"

„Ach, die bekommt ihr in der Dunkelheit doch nicht wieder. Aber weißt du was: ich kaufe dir eine andere, mein Junge, he?" lockte der Doktor. „Eine noch schönere!"

Damit war Heini schnell einverstanden, so eindringlich Eva sich auch sträubte. Nach etlichen Anfragen bei vor-



überpilgernden Gänsegewinnern gelang es dem Doktor alsbald, ein neues Exemplar zu erhandeln. Entschlossen knotete er ihr sein Taschentuch um die Füße und packte sie sich dann unter den Arm.

„Damit sie nicht auch ausrückt, Kleiner!“ sagte er dabei und schritt dann stumm neben den beiden her.

„Auf dem Blücherplatz erwartet mich mein Bräutigam,“ sagte Eva mit einem Seufzer.

„So gehen wir zurück. Eine halbe Stunde mußt du mir schenken, Eva.“

Mechanisch kehrte sie mit ihm um. Es war ja doch alles vergeblich. Sie konnte nicht zurück, ihrer Mutter, ihrer Geschwister wegen, die gerade in diesen nächsten zwei Jahren, ach und noch lange darüber hinaus, eine Stütze an ihr finden mußten, wenn sie nicht in Not und Elend versinken sollten.

Das stand ihr wie in glühender Schrift vor der Seele, so tapfer und liebreich auch Egon auf sie einzusprechen wußte.

„Du darfst, du kannst nicht von mir lassen!“ sagte er endlich verzweifelt. „Es wird sich schon ein Ausweg finden, auf dem wir zum Ziele kommen. Ich werde mit dem Professor reden.“

„Du wirst dir nur die Schwingen lähmen, Egon,“ sagte sie einfach, aber mit tonloser, von Thränen erstickter Stimme. „Deine ganze Zukunft geht in die Brüche, und uns machst du vielleicht mit unglücklich.“

„Ei was, rede nicht so!“ fuhr er auf. „Ich weiß, was ich will, und ich lasse dich nicht, wenn du nicht feige in die Arme dieses alten Halunken rennst.“

„Er ist von Herzen gut, Egon,“ sagte sie, beinahe trotzig.

„Ein Schleicher ist er. Das sehe ich auf den ersten Blick. Verlaß dich darauf. Im übrigen thu, was du nicht lassen kannst! ... Ich fahre noch heute abend zurück nach Thalfeld und rede mit dem Professor. Morgen nachmittag bin ich wieder da ... Wo wohnst du?“

„Lübecker Straße 36. Aber es hilft doch alles nichts, Egon,“ sagte sie mutlos; denn sie fühlte nicht die Kraft

in sich, dem Wohlthäter ihrer Familie solch ein Leid zuzufügen.

„Mädel, wo hast du denn deine Courage?“ fragte er zornig.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete sie müde. „Und nun leb wohl ... für immer!“

„Bis morgen!“ beharrte er.

Sie schüttelte das Haupt, durch Schmerzen lächelnd. „Du könntest dich wirklich opfern!“ sagte sie. „Aber es soll nicht sein. Also für immer!“

Er sagte nichts mehr; unwirsch packte er dem kleinen Kerl die Gans unter das kurze Aermchen.

„Bedank dich, Heini!“ sagte die Schwester.

„Schon gut,“ murrte er und machte sich davon.

Und wie seine Gestalt immer unbestimmter in den Abendschatten erschien und seine offenbar von Grimm so heftigen Schritte nach und nach in der leeren Seitenstraße verhallten, die sie drei zuletzt aufgesucht hatten, da stürzten ihr plötzlich die so lange zurückgehaltenen Thränen über die Wangen. Sie wußte es: das Land des Glückes lag hinter ihr. —

„Warum weinst du?“ fragte Heini verwundert. „Wir haben doch eine neue Pielegans!“

5.

Alfred, den Onkel Bodenstein die Hagenstraße hinuntergeschickt hatte, war der Glückliche gewesen, dem der entflohene Vogel wirklich wieder zu Gesicht gekommen war. Hurtig war er hinterher, und hilfreiche Leute bemühten sich auf sein Rufen hin, den Flüchtling aufzuhalten. Schon glaubte er am Ziele zu sein, da ersah das gehetzte Tier im letzten Augenblick noch ein Kellerloch, groß genug, daß es sich hindurchzwängen konnte, und in seiner Todesangst wagte es sich hinein in den dunklen Rachen.

Aber das focht Alfred wenig an. In dem Keller war sie sicherlich viel leichter zu fangen als auf der Straße. Ohne langes Besinnen schritt er auf die Thür des großen alten Patrizierhauses zu, klinkte auf und rief ein paarmal in den spärlich erleuchteten Hausflur hinein.

Als niemand kam, ging er an die nächste Stubenthür und klopfte an. Aber es erschallte kein Herein, und als er auf die Klinke drückte, merkte er, daß die Thür verschlossen war. Nicht anders erging es ihm bei den übrigen Thüren.

„Die Leute werden oben wohnen," dachte der tapfere Gänsejäger und eilte die Treppe hinauf. Und richtig, als er hier seine kleinen Finger klopfend gegen die erste der Thüren führte, rief eine matte Stimme endlich das erwünschte Wort.

Eine zerfallene Greisengestalt saß in einem Lehnstuhl am Ofen, in dem ein Feuer knisterte und prasselte.

„Wie bist du denn hereingekommen?" fragte überrascht und mißtrauisch der Kranke.

„Die Hausthür war offen!" erklärte Fredi, „aber die Stubenthüren waren alle zu, und wie ich gerufen habe, hat auch keiner gehört. Da bin ich zuletzt hier heraufgegangen."

„Und was willst du?"

„Unsere Gans ist unten in Ihrem Keller. Ich habe sie selbst hineinhuscheln sehen."

„Eure Gans?"

„Ja, die wir auf dem Schützenfest gewonnen haben. Das heißt Heini."

Der Alte mußte lächeln trotz seiner Schmerzen. „So war sie euch ausgekniffen unterwegs?" fragte er.

„Ja, an der Brücke schon," erzählte Alfred. „Eva und Onkel Bodenstein sind dann den Braunschweiger Weg 'raufgelaufen, ich die Hagenstraße. Und ich habe sie erwischt und hier hineingetrieben."

„Du mußt nun aber warten, bis jemand kommt, der mit dir in den Keller geht. Meine alte Haushälterin ist gewiß ausgegangen, und der Kutscher kann bei den Pferden sein. Setz dich so lange, mein Kleiner."

„Sie wird doch unterdessen nicht wieder herauskrabbeln?" fragte Alfred besorgt.

„Das glaube ich nicht," sagte hüstelnd der Kranke. „Das ist wie eine Mausefalle."

Alfred setzte sich und sah scheu nach dem Greise hinüber. Plötzlich, wie sich ihre Blicke nach sekundenlangem Schweigen begegneten, fragte der Alte: „Wie heißt du denn, Kleiner?"

„Alfred Wolters."

„Wolters?" fragte er, und seine geröteten Augen weiteten sich merklich. „Und wo wohnt ihr?"

„Auf der Lübecker Straße."

„Und dein Vater ist tot?"

Alfred nickte erstaunt.

„Und dein Großvater? Deiner Mutter Vater?"

„Der war Organist hier an der Moritzkirche."

„Es ist richtig," murmelte der Kranke. „Ich habe deine Mutter einmal gut gekannt, Alfred," sagte er dann laut. „Geht's euch gut? ... Was? ... In welche Schule gehst du denn?"

„Ins Gymnasium," erklärte Alfred stolz.

„Potztausend! ... So hast du wohl einen Freiplatz?"

„Nein," sagte Alfred zögernd. „Onkel Bodenstein bezahlt das Schulgeld."

„Bodenstein? ... Bodenstein?" sann der Kranke halblaut.

„Er ist eigentlich gar nicht unser Onkel," bemerkte Alfred altklug. „Aber weil er unsere Eva heiratet ..."

„Er heiratet deine Schwester?"

„Ja, nach Weihnachten."

„Und was ist der Mann?“

„Welcher Mann?“ fragte Fredi verständnislos.

„Der Onkel.“

„Ach so! Der ist Sekretär beim Justizrat Sie... Sie...“

„Sieveking?“ forschte der Kranke erregt.

„Ja, so heißt er.“

„Ah, der Schurke!“ murmelte der Greis und sank mit dem Haupt in die Kissen zurück.

Da näherten sich dem Zimmer Schritte. Die alte Haushälterin erschien.

„Kunzen,“ keuchte der Kranke, „fangen Sie dem Kleinen hier mal die Gans wieder, die in unseren Keller geflogen ist... Aber vorher schicken Sie den Friedrich zum Justizrat Sieveking. Er möchte augenblicklich mal herkommen... Adieu, Kleiner!... Grüß deine Mutter vom alten Becker!... Oder nein, thu es lieber nicht... Hörst du?... Sag kein Wort davon, wo du gewesen bist und wonach ich dich gefragt habe ... Versprich mir das... Willst du?“

„Ja,“ flüsterte Alfred beklommen und drückte sich dann, der Haushälterin folgend, zur Thür hinaus.

Er atmete erst auf, als er glücklich wieder im Besitz der braven Gans war, die sich verschüchtert in eine Kellerecke geduckt hatte, und die schwere Hausthür des seltsamen Hauses hinter sich zuschnappen hörte. —

Daheim waren Eva und Heini eben angelangt und hatten ohne viele Worte ihre falsche Gans als eine Art Legitimation über das lange Ausbleiben mitgebracht. Heini hatte versprochen, von dem neuen Onkel nichts zu sagen; lügen sollte er natürlich auch nicht. So saß er ziemlich bedrückt in der Ecke und versuchte, den geliebten Vogel mit etlichen Semmelkrumen kirre zu machen. Onkel Bodenstein erzählte von seiner erfolglosen Jagd und seinem Warten auf dem Blücherplatz, da hörte man draußen ein

seltsames Geschrei, das sie alle aufhorchen machte, bei der Gans in der Ecke indes ein wahres Freudengeschnatter hervorrief. Herein aber trat Fredi und hatte auch eine Gans unter dem Arme.

„Junge!" rief die Mutter voller Schrecken. „Das ist ja gar nicht unsere!"

„Gewiß ist sie das!" behauptete er, und Heini kreischte ganz vergnügt:

„Jetzt haben wir zwei!"

Eva war rot geworden bis in die Haarwurzeln. Hastig wollte sie jetzt das Taschentuch entfernen, mit der ihrem Unglücksvogel noch die Füße zusammengebunden waren. Da hatte es aber Bodenstein schon erblickt. „E. B." entzifferte er das Monogramm.

Eva brachte hastig die Kinder zu Bett und fing dann an, schluchzend der Mutter und dem Bräutigam von ihrer heutigen Begegnung und der Vorgeschichte dieses heimlichen Verhältnisses zu erzählen.

„Eva, Eva!" sagte entsetzt die Mutter.

Aber der Sekretär erklärte salbungsvoll: „Schelten Sie sie nicht, Frau Wolters. Das ist Jugendart. Sie wird sich schon zurückfinden auf den rechten Weg. Nicht, Eva?"

Und dabei sah er sie so treuherzig an, wie seine listigen Augen das nur zugeben wollten.

„Können Sie mir vergeben?" schluchzte sie.

„Alles, alles!" erklärte er und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter.

Als er spät abends die Treppe hinabging, lächelte er höchst vergnügt in sich hinein.

6.

„Wo waren Sie denn nur gestern abend, Bodenstein?" fragte am nächsten Morgen der Justizrat, als er ins Bureau trat.

„Ja, ich hörte schon, der Herr Justizrat waren selber bei mir," antwortete neugierig der Sekretär.

„Freilich. Ich brauchte Sie höchst notwendig. Der alte Becker hat sein Testament wieder umgestoßen. Ich habe alles nun allein schreiben müssen!"

„U ... u ... umgestoßen? fragte erbleichend der Sekretär.

„Von Grund aus. Ich darf ja eigentlich nichts verraten. Aber wenn ich Sie gefunden hätte, wären Sie ja so wie so dabei gewesen."

„Ach, was Sie sagen, Herr Justizrat! Aber was hat er denn umgestoßen?"

„Alles!" log der Justizrat im Auftrage Beckers.

„Die Stiftung?"

„Auch!"

„Und die beiden Kinder der Witwe Wolters?"

„Bekommen erst recht nichts! Alles die Stadt für das „Beckerheim"."

„Wahrhaftig? Wer hätte das gedacht!"

„Ja, ja," bekräftigte Sieveking.

„O je, o je, o je!" ächzte der Sekretär und sagte dann den ganzen Vormittag kein Wort weiter. Dafür aber grübelte er um so mehr. Wie konnte er sich am besten aus der Schlinge ziehen? Er würde doch nicht so dumm sein und ein armes Mädchen heiraten, das ihm noch obendrein eine Familie von drei Köpfen mitbrachte? Wenn er das doch gestern gewußt hätte!

Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. Er setzte sich hin und schrieb. Mittags schickte er Eva seine Abschiedsepistel, die lautete:

„Meine teure Eva!

In der Einsamkeit der Nacht ist es über mich wie eine Erleuchtung gekommen, daß es ein zu großes Opfer ist, das Sie bringen, wenn Sie von Ihrer ersten, wirklichen

und wohl auch einzigen Liebe lassen. Ich kann das Opfer nicht annehmen. Ich könnte Sie nicht an meiner Seite dahinwelken sehen. Darum gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück und entbinde Sie von Ihrem gestrigen Schwur. Werden Sie glücklich, so wie Sie, edles Wesen, es verdienen. Was ich für Ihre Familie noch fernerhin thun kann, werde ich mit Freuden thun. Aber versprechen Sie mir jetzt, nicht zu versuchen, mich aus übertriebener Kindespflicht wieder umstimmen zu wollen. Eine innere Stimme sagt mir, daß ich das Rechte thue.

Mit den besten Wünschen Ihr

Joseph Bodenstein."

Dieser Brief rief in der Familie Wolters eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Die Mutter weinte still vor sich hin; Eva klagte sich laut an, das Glück der Ihrigen mit Füßen getreten zu haben. Alfred jammerte, weil die Mutter ihm gesagt hatte, daß er fortan das Gymnasium nicht mehr besuchen könne. Nur Heini kümmerte sich um nichts weiter als um die zwei Pielegänse, die in einer Ecke der Küche einquartiert waren.

Zwischen drei und vier Uhr nachmittags tönte die Klingel in die Klagelieder hinein. Alfred ging, um zu öffnen.

Es war der Doktor Vollbrecht. Auch er war ziemlich niedergeschlagen. Offenbar hatte ihm sein Professor abgeredet, sich so zu „verplempern". Aber trotzdem war er gekommen.

Nach den ersten Worten, die er an Eva richtete, stöhnte sie: „Es ist alles aus. Herr Bodenstein hat mir vorhin abgeschrieben!"

„Ihretwegen!" fügte die Mutter entrüstet hinzu, die durch Evas Erzählung von gestern völlig eingeweiht war.

„Nein, aus Edelmut!" sagte Eva.

„Die Hauptsache ist doch, daß du nun wieder mein

bist, Eva!“ erklärte Doktor Vollbrecht aufatmend und sah ihr mit einem warmen Blick in die umflorten Augen. „Jetzt wollen wir uns schon durchschlagen!“

„Es wird eine harte Zeit werden,“ sagte Eva schlicht. „Aber an mir soll es nicht fehlen, Mutter. Und was sagt Ihr Professor?“

Doktor Vollbrechts Antlitz verlor den Ausdruck froher Zuversicht.

„Der war übermäßig beschäftigt,“ wich er aus.

„Das heißt: er hat Sie gewarnt, sich so aussichtslos zu binden,“ rief Eva schmerzlich. „Leugnen Sie doch nicht. Er hat ja auch recht. Nur zu sehr recht!“

„Das hat er nicht, Eva. Wenn er dich kennen würde, wenn er wüßte, was für ein liebes, aufopferungsfähiges, tapferes Mädel du bist, müßte er gar kein Herz haben, wenn er mir nicht Glück wünschen wollte.“

„Sie halten mich für viel besser, als ich bin,“ sagte Eva, unter Thränen lächelnd.

Der Enthusiasmus dieses wackeren Herzens steckte sie doch an.

„Durchaus nicht,“ antwortete er. „Ich kenne auch deine Schwächen. Zum Beispiel die Verstellungskunst... Sieh nur nicht so befremdet drein ... Sagt sie nicht fortwährend „Sie“ zu mir? Und Sie dürfen es glauben, liebe Frau Wolters: schon voriges Jahr in Berlin haben wir uns geduzt. Goethe im Tiergarten hat es gehört, und das ist doch wohl ein „klassischer Zeuge“... Jetzt also: stimmt's? Und hast du mich noch lieb wie damals?“

„Ach Gott, nun tausendmal mehr!“ sagte sie glückselig aufschluchzend und sank ihm in die Arme. —

Bald danach ertönte die Thürglocke von neuem.

„Das ist Bodenstein,“ sagte ängstlich Eva. Aber es war diesmal sein Chef, der Herr Justizrat selber.

„Frau Witwe Wolters?" fragte er, sich schnell orientierend.

„Die bin ich," erklärte Evas Mutter.

„Entschuldigen Sie, daß ich hier eindringe. Aber ich vermutete meinen Sekretär hier, Herrn Bodenstein ... Er ist doch der Bräutigam Ihrer Fräulein Tochter?"

„Er wäre es beinahe geworden," sagte die Witwe.

„So, so."

„Er ist aus Edelmut zurückgetreten," setzte Eva hinzu, während Doktor Vollbrecht etwas in den Bart murmelte, das ziemlich das Gegenteil bedeuten mochte.

„Aus Edelmut?"

„Ja, als er erfuhr, daß ..."

„Ich verstehe," sagte der Justizrat und machte dem Doktor eine leichte Verbeugung. „Aber, verzeihen Sie meine Neugier, es interessiert mich, zu erfahren, ist dieser edle Verzicht schon vor längerer Zeit erfolgt oder ..."

„Nein, erst heute mittag," sagte befremdet die Mutter.

„Und das Verhältnis ist unwiderruflich gelöst?" fragte mit einem lächelnden Seitenblick auf den jungen Doktor der Justizrat.

„Für alle Zeiten!" versicherte Egon Vollbrecht.

„Hm ... dann gestatten Sie, daß ich mich empfehle ... Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!"

— — — — — — — — — — — — —

Und sie sahen sich wieder, als die ersten Veilchen dufteten und die Lerche ihre ersten Frühlingspsalmen gen Himmel schmetterte.

Ein harter Winter mit manchem Kummer lag hinter der kleinen Familie. Aber mit fröhlichem Gottvertrauen hatten sie ihn überwunden. Eva hatte wieder für Geschäfte gearbeitet; Doktor Vollbrecht war, soweit es in seinen Kräften gestanden hatte, hilfreich gewesen, und Alfreds Schulgeld war nach wie vor bezahlt worden, frei-

lich nicht von Bodenstein, wie Wolters annahmen. Knapp war es hergegangen, aber die Liebe, die sie alle verband, hatte die kleinen Nöten des Tages verklärt.

Und nun waren sie plötzlich mit einer Einladung bedacht worden, der Testamentseröffnung beizuwohnen, die im Hause des alten Becker, der noch vor Weihnachten gestorben war, stattfinden sollte.

Wie einen vom Himmel gefallenen Schatz begrüßten sie die große Erbschaft, die ihnen so unerwartet zufiel. Das Märchen von den Sternthalern war wirklich einmal Wahrheit geworden. —

„Sie waren das Glück seiner Jugend, Frau Wolters,“ sagte der Justizrat leise. „Ich soll Sie fragen, ob Sie ihm vergeben haben, daß er einst, dem Gebote des harten Vaters folgend, sich von Ihnen, dem mittellosen Mädchen, wandte.“

„Von Herzen!“ flüsterte sie und trocknete sich die Thränen von den Augen.

Auch der Sekretär Bodenstein hatte dem feierlichen Akt beigewohnt. Er war nicht wenig erstaunt gewesen, die Familie Wolters anwesend zu finden. Lebte er doch noch immer in dem Glauben, daß der Erblasser sein Vermögen ausschließlich der Stadt vermacht habe.

Als dann der Justizrat Wort für Wort jenes Testament vorgelesen hatte, das er damals selbst hatte niederschreiben müssen, war ihm grün und blau vor den Augen geworden. Am liebsten hätte er die Protokollakten zusammengeworfen und wäre mit seinem ohnmächtigen Grimme davongestürzt. Aber es hätte ihn seine Stelle kosten können. Das erwog er trotz aller Erregung. Und so war er geblieben.

Auf dem Heimwege freilich hatte er es sich nicht versagen können, den Justizrat zu fragen: „Ich denke, das ganze Vermögen sollte an die Stadt fallen, Herr Justizrat?“

Sieveking sah ihn mit einem seltsamen Augenzwinkern

an. „Das war nur eine Finte, lieber Bodenstein. Es hatte jemand Wind bekommen von dem Testament, irgend ein alter Bösewicht, der das hübsche Mädel der Witwe



Wolters — na, Sie kennen sie ja! — daraufhin heiraten wollte. Für den war es so eine Art Prüfstein. Sobald er die Geschichte von dem umgestoßenen Testament hörte, schnappte er ab. Ja, ja, so sind die Menschen.“

„Was für ein Esel bin ich gewesen!“ dachte zähne-

knirschend der Sekretär. Aber er antwortete nicht eine Silbe weiter auf die Erklärung seines Chefs und erwähnte auch späterhin nie mehr dieser für ihn so ärgerlichen Angelegenheit.

Ein halbes Jahr lang litt er an der Gelbsucht, deren Ursache der Arzt sich vergebens zu erforschen bemühte. Und Gänse konnte er für den Tod nicht mehr leiden. Auch durch die Hagenstraße ging er nicht, wenn er's irgendwie vermeiden konnte, weil ihn das alte Patrizierhaus mit seinen Fenstern höhnisch anzublinzeln schien und er sich fürchtete, hinter einem derselben den süßen Blondkopf der glücklichen Frau Doktor Eva Vollbrecht auftauchen zu sehen.





Eine Felsenstadt im Edomiterland.

Reisebilder aus Palästina. Von J. Paul.

Mit 15 Illustrationen.

Eine der merkwürdigsten und interessantesten Ruinenstätten der Erde befindet sich in dem ehemaligen Lande der vom König Saul besiegten und von David unterworfenen Edomiter oder Abkömmlinge des Esau (Edom). Dies Gebiet, dessen Namen die Römer später als Idumäa latinisierten, bildet die südliche Fortsetzung Palästinas, von dem Südende des Toten Meeres bis zum Nordende des Meerbusens von Akabah, wie der nordöstlichste Arm des Roten Meeres genannt wird. Das Land Edom ist in seiner ganzen Ausdehnung vielfach von unheimlichen Felsklüften und durchweg vegetationsarmen Gebirgen durchschnitten. Im Norden schied es das tiefe Felsenthal El Ahsi von dem Lande der Moabiter am Südostufer des Toten Meeres, im Westen und Osten waren seine Grenzen unbestimmt und von Zeit zu Zeit wechselnd.

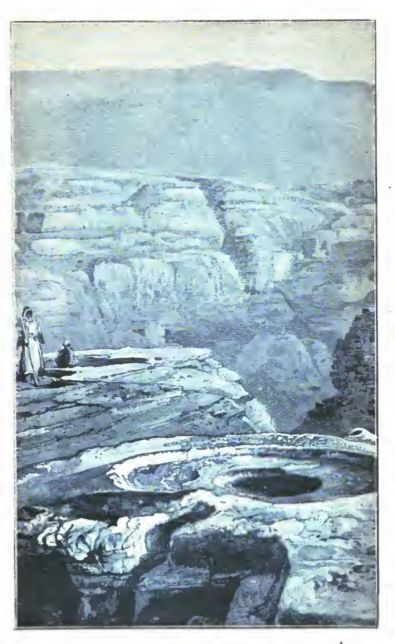
Im Osten von Edom, dessen Bewohner mit den ihnen nächstverwandten Israeliten fast immer auf dem Kriegsfuße

standen, erhebt sich als Fortsetzung der moabitischen Berge das Gebirge Seïr, dessen höchster Gipfel der 1329 Meter hohe, aus buntem Sandstein bestehende Hor ist. Am Ostfuße dieses Berges liegt in einem Felsenthal, Wadi el Araba, jene eingangs erwähnte Ruinenstätte, die wunderbare Felsenstadt Petra, wohin wir unsere Leser im Geiste zu führen gedenken, und deren erster Anblick gleich den Reisenden darauf vorbereitet, daß in diesem öden Felsenthal gewissermaßen eine längst versunkene Welt vor seinen Augen wieder emporsteigen wird.

Petra liegt so ziemlich in der Mitte der Senkung des Wadi el Araba, das sich als wasserleeres und nur von einer Anzahl Beduinen bewohntes Thal zwischen dem Busen von Akabah und dem Toten Meere hinzieht, zu denen es nach Norden und Süden hin abfällt; die Wasserscheide zwischen beiden Gewässern befindet sich in einer Höhe von 240 Meter. Der Felsenkessel, in dem Petra selbst liegt, und die Schluchten in seiner Umgebung, welche nach dieser interessanten Ruinenstadt führen, werden gegenwärtig Wadi Musa oder Mosesthal genannt.

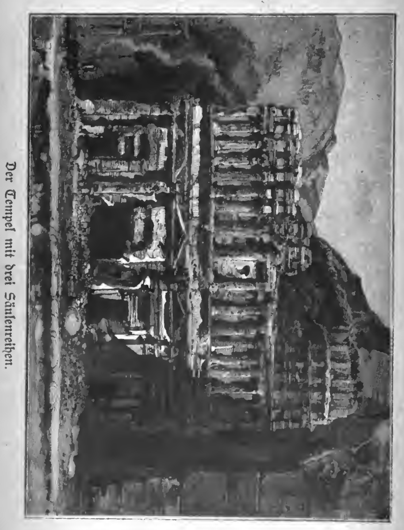
Schon in der Bibel geschieht der Stadt Erwähnung. Sie war der Sage nach von Recham, dem König der Midianiter, erbaut worden und führte eigentlich den Namen Sela, das heißt Felsenstadt, wofür erst in der griechischen Zeit der dasselbe bedeutende Name Petra aufkam. Sie war durch die große, bei der Stadt vorüberziehende Straße vom Roten Meer nach Norden ein wichtiger Handelsplatz, und Salomo rüstete in den edomitischen Häfen Elath (Aïla) und Eziongeber eine Handelsflotte aus. Bei der späteren Teilung des Reiches Israel gingen dann die Edomiter an das Reich Juda über, versuchten sich aber immer wieder loszureißen und halfen sogar Nebukadnezar bei der Eroberung Jerusalems.

Nach dem Untergange des judäischen Reiches brachten



Der Altar des Baal.

die Edomiter oder Idumäer Südpalästina mit Hebron in ihre Gewalt. Der tapfere Judas Makkabäus besiegte ihr Heer, und Johannes Hyrkanus zwang sie zu völliger Unter-



Der Tempel mit drei Säulenreihen.

werfung; dennoch verstand es der schlaue Idumäer Antipater, sich zum Prokurator von Judäa aufzuschwingen, und sein Sohn Herodes der Große wurde sogar dessen

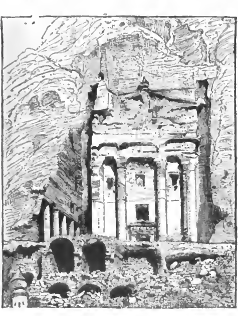
König. Seit etwa 300 v. Chr. bereits waren in das Gebirge Seïr arabische Nabatäer eingedrungen, wogegen die Edomiter sich allmählich des Gebietes im Süden von Hebron und Gaza bemächtigten. Auf diese Weise rückte der Name Edom oder Idumäa im Laufe der Zeit in westlicher Richtung vor, um aber seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus für immer aus der Geschichte zu verschwinden.


Das Korinthische Grab.

Fortan wird das Land Edom in dem Namen Arabien mit inbegriffen, und zwar hieß jener Teil Arabia Petraea, was aber nicht etwa das steinige oder felsige Arabien bedeutet, wie man mitunter angegeben findet, sondern vielmehr den Teil Arabiens bezeichnete, in dem die Stadt Petra lag. Letztere war von etwa 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. die Hauptstadt der Nabatäer. Demetrios hatte die unzugängliche Felsenstadt vergeblich belagert, die erst Trajan im Jahr 105 den Römern unterwarf. Seit Anfang des 5. Jahrhunderts war Petra der Sitz eines christlichen Metropoliten, der dem Patriarchat von Jerusalem unterstellt war; mit der mohammedanischen

Eroberung verlor es seine Bedeutung und geriet in Verfall. Die Bewohner verschwanden allmählich, und ihren letzten Resten diente zuletzt nur noch ein Kastell als Zufluchtsstätte.

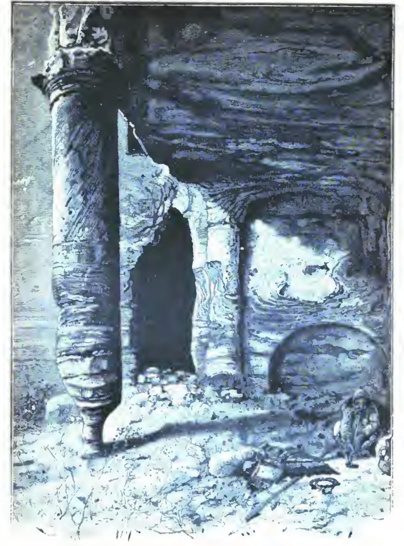
Die prunkvolle Felsenstadt, der blühende, reiche Stapelplatz für die kostbaren Erzeugnisse Arabiens, welche einst die Kamelkarawanen nach Palästina, Phönizien und Aegypten beförderten, verwandelte sich in ein ödes Felsennest. Die großartigen Anlagen aus der spätrömischen Zeit verfielen, die Tempel und Felsengräber, das herrliche Amphitheater u.s.w. wurden zu Ruinen, und das einst so berühmte Petra geriet schließlich in völlige Vergessenheit.



Der Tempel der Urne mit seiner Bogenterrasse.

Erst im Jahre 1812 wurde diese denkwürdige Ruinenstätte von den beiden deutschen Forschern Seetzen und Burckhardt gewissermaßen von neuem entdeckt und beschrieben. Nach ihnen besuchten sie die Engländer Irby und Mangles, die Franzosen Graf Léon de Laborde, Linant und der Herzog von Luynes, und in neuerer Zeit kommen zahlreiche Reisende auf der Fahrt vom Sinai nach dem heiligen Lande in das einsame Felsenthal Wadi el Araba, um die hochinteressanten Ruinen von Petra in Augenschein zu nehmen.

Es sind etwa 70 Kilometer vom Busen von Akabah



Oestlicher Säulengang im Tempel der Urne.

bis dorthin, und da den in dem öden Thal hausenden Beduinen nicht immer zu trauen ist, so thut man wohl daran, von dem türkischen Hafenorte Akabah an jenem Meerbusen eine genügende Bedeckung zum Schutze gegen

etwaige Angriffe der braunen Wüstensöhne, die in ihren weißen Burnussen so malerisch aussehen, mitzunehmen.


Die zum Tempel mit der Urne führende Felsentreppe.

Wenn man sich der Felsenstadt nähert, steigt der Weg steil an, während zu beiden Seiten buntfarbige Sandsteinwände senkrecht emporragen. Diese Wände verengen sich zu einer Schlucht, an deren Ende man plötzlich einen freien Gesamtausblick über die Ruinen von Petra genießt. Schutthügel und Trümmerreste bezeichnen inmitten des Thalkessels die Stelle ehemaliger Wohnbauten; aus dem Gestein der Wände dieses Thales aber sind überall Grabkammern und Felsentempel, darunter auch einzelne unvollendet gebliebene, mit erstaunlicher Kunst herausgearbeitet, so daß wir eine vollständige Höhlenstadt vor uns haben. Nach dem Zeugnis des verstorbenen H. Brugsch-Pascha, dieses bedeutenden Altertumsforschers,

ist der Anblick dieser Ruinenstätte geradezu überwältigend großartig. „Es sind die Wunder der Vorzeit," ruft er aus, „die hier an dieser einsamen Stelle auf dem Gebiete der alten Edomiter Form und Gestalt gewonnen haben, ohne daß wir, die Söhne des aufgeklärtesten Jahrhunderts



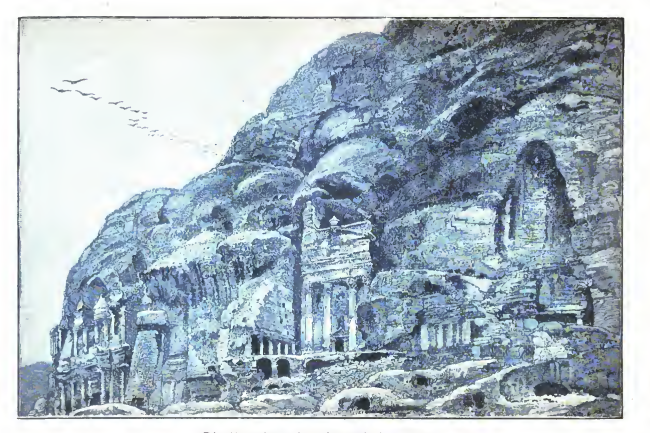
Das Innere des Tempels der Urne, mit kannelierten Säulen.

der Weltgeschichte, die vielen Rätsel zu begreifen und zu lösen vermöchten, die sich an die Entstehung der Felsenstadt und an die Mittel zu ihrer Ausführung knüpfen. Wie so häufig vor den Werken auch des höchsten Altertums wird die Auflösung versagt, selbst in dem Falle, daß man die vollendeten Vorrichtungen und Werkzeuge unserer eigenen Zeit voraussetzt und an den technischen

Vorkenntnissen der damaligen kunstsinnigen Meister nicht zweifelt."

Bei den Gräbern, verschiedenen Tempeln und dem Amphitheater tritt die ehemalige Bestimmung dieser Bauten klar zu Tage, im übrigen aber ist sie kaum mit einiger Sicherheit anzugeben, weil keinerlei Inschriften und sonstige Angaben vorhanden sind, die eine derartige Feststellung ermöglichten. Die Benennungen aber, welche die Araber den hervorragendsten Ruinen gegeben haben, entbehren jeder Zuverlässigkeit, da sie meist der Phantasie der Beduinen entsprungen sind oder auf unsicheren Koranüberlieferungen beruhen. In diesen Benennungen findet man den Gott Baal (zum Beispiel in dem Altar des Baal) mit Pharao, Moses und Aaron bunt durcheinander gemengt; in den Grabkammern aber sowohl wie in den Tempeln erblickt der Forscher nur glatte, leere Wände und sucht vergeblich nach äußeren Merkmalen, um den Zweck der verschiedenen Anlagen zu bestimmen.

In der Ornamentierung freilich läßt sich vorwiegend der Geschmack der späteren römischen Kaiserzeit gewahren, auch sind wohl die meisten Denkmäler der eigentlichen Stadt im Grunde des Thalkessels nach Brugsch-Pascha erst in einer späteren Epoche der Stadtgeschichte entstanden. Mitten durch den Thalkessel zieht sich ein kümmerliches Bächlein in Schlangenwindungen, der von Oleandergebüsch eingefaßte „Mosesbach". Auf der Westseite dieses Beckens erhebt sich das von der südlicher gelegenen Akropolis oder Stadtburg beherrschte sogenannte Schloß Pharaos oder Kasr-Firaun, ein Bau aus römischer Zeit, der in der That ein Palast oder Regierungsgebäude gewesen zu sein scheint; derselben Epoche gehört wohl ein in der Nähe gelegener Triumphbogen an. Längs des Baches folgen weiterhin die Trümmer von Brückenanlagen, Tempeln und öffentlichen Gebäuden, während die Ruinen einer



Die Umgebung des Tempels der Urne.

christlichen Kirche östlich vom Hügel der Akropolis an die Zeit erinnern, da — wie oben erwähnt — ein Metropolit seinen Sitz in der Höhlenstadt hatte.

Wundervoll ist der Blick nach der steil abstürzenden östlichen Felswand mit den aus ihr hervortretenden Tempel-



Das Amphitheater.

und Grabfassaden. In erster Linie fällt dem Beschauer der Tempel mit drei Säulenreihen auf, die in drei Stockwerken übereinander liegen, deren beide oberste Reihen je 18 korinthische Säulen zeigen. Vier zum Teil stark beschädigte Portale führen in die — wie überall — ganz leeren Innenräume. Südlich davon befindet sich das sogenannte Korinthische Grab, dessen Oberbau acht Säulen dieser Ordnung tragen. Die gleiche architektonische Aus-



Der erste Anblick des Schatzhauses des Pharao.

führung bis zur Urne auf dem mittleren Turme findet sich häufig in Petra, so daß man sie geradezu als eine stilistische Eigentümlichkeit der Felsenstadt bezeichnen darf.

An der noch weiter südlich aufragenden Wand, die von Felsengräbern gewissermaßen völlig durchlöchert ist, verdient der Tempel oder das Grab mit der Urne besondere Aufmerksamkeit. Auf einer kühnen Steintreppe steigt man zu einer künstlich von gemauerten Bogen getragenen Terrasse empor, auf welcher dieser merkwürdige Bau liegt. Eine Art Vorhalle wird durch eine von fünf jonischen Säulenstützen getragene Aushöhlung des Felsens gebildet. Ueber dem Thüreingange der Grotte ist ein Fenster mit drei anderen darüber angebracht, und oberhalb des Frieses ist aus dem Gestein die Figur einer Urne herausgemeißelt, wovon die ganze Anlage ihre Benennung erhalten hat.

In ihrer Nähe öffnet sich ein nach Süden streichendes und vom Mosesbach durchflossenes Längsthal: Wadi es Sik, an dessen breitester Stelle das gleichfalls ganz aus dem Felsen gehauene Amphitheater, eines der merkwürdigsten Denkmäler der Stadt, liegt. Darin steigen 33 Sitzreihen in einem Halbkreise bei einem Durchmesser von über 30 Meter von der Bühne aufwärts. Dies Theater konnte etwa 3000 Zuschauer aufnehmen, deren Augen auch während der Vorstellungen zu den überall auf beiden Seiten aus den Felsen gearbeiteten Grotten, die für die Toten bestimmt waren, hinüberschweifen mußten. Die Gräber sind in dieser Nekropolis oder Totenstadt des Wadi es Sik, das in alten Zeiten den einzigen gepflasterten Zugang zur Felsenstadt bildete, wie Schwalbennester über- und nebeneinander angebracht.

Immer mehr verengt sich das Thal, in das plötzlich eine Seitenschlucht mündet, dem Reisenden einen ganz märchenhaften Anblick bereitend. In die dunkle Haupt-



Das Schatzhaus des Pharao.

schlucht fällt hier nämlich mit einemmal helles Tageslicht, und zugleich zeigt sich dem staunenden Wanderer in rosenrotem Scheine die Fassade eines tempelartigen Feenschlosses.

Die Beduinen nennen diesen herrlichen Bau, den man wohl als das architektonische Juwel von Petra bezeichnen darf, das Schatzhaus des Pharao (Chasneh Firaun). Seine Ornamente sind ganz vorzüglich erhalten, und die

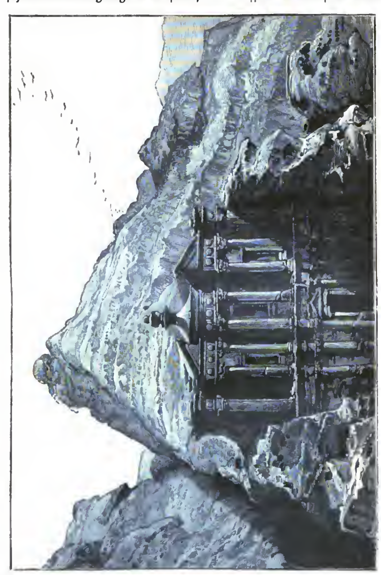


Gruppe von Beduinen.

feine Ausführung der Arbeit, die durch das zarte Kolorit des Steines und durch die wilde Felswand, welche die Fassade umrahmt, doppelt wirkt, ist wahrhaft bewunderungswürdig.

Das Motiv des Ganzen ist ein Portal, vor dem sich im reichsten Schmucke der Verzierungen eine Vorhalle mit einem Aufbau darüber erhebt. Auf fünf jonischen Säulen

(eine sechste ist leider zusammengestürzt) ruht ein geschmackvoll angelegtes Gesims, in dessen Giebelfeld uns



Das Kloster.

der römische Adler einen untrüglichen Hinweis auf die Entstehungszeit dieses herrlichen Denkmals der Vorzeit

liefert. Darüber erhebt sich gleich einem besonderen Stockwerk ein von Säulen getragener und durchbrochener Bau mit einem schlanken Rundturme in der Mitte, dessen gezacktes Kuppeldach die so häufig wiederkehrende Urne nach oben abschließt.

Wie die Beduinen, die vor dem Fremden in dieser Schlucht des Chasneh mitunter auftauchen, fest glauben, habe Pharao einst in dieser etwa 100 Fuß über dem Boden erhöhten Urne seinen Schatz aufbewahrt, und von dieser echt arabischen Sage rührt die jetzige Benennung des Bauwerkes her. Die Nischen und Wandblenden dieses Aufbaues über dem Gesims lassen Bildhauerarbeiten gewahren, welche weibliche Wesen oder Genien — zwei sind nämlich geflügelt — darstellen. Durch das Portal tritt man in ein größeres Gemach mit zwei Nebenräumen. Auch hier findet man nur kahle Wände, so daß die Frage nach dem Urheber und dem Zweck dieses herrlichen Bauwerkes in der versteckten Schlucht ohne Antwort bleiben muß.

Ebensowenig kann über jene seltsame Anlage, welche die Pyramide heißt und sich in einer Parallelschlucht südlich vom Amphitheater erhebt, Aufschluß gegeben werden. Da sich auch hier zahlreiche Gräber und Grabvorbauten befinden, so nimmt man an, daß diese Pyramide, um deren Fuß die goldigschimmernden Eidechsen dahinhuschen, ebenfalls ein Grabdenkmal gewesen sei; näher begründen läßt sich das aber in keiner Weise.

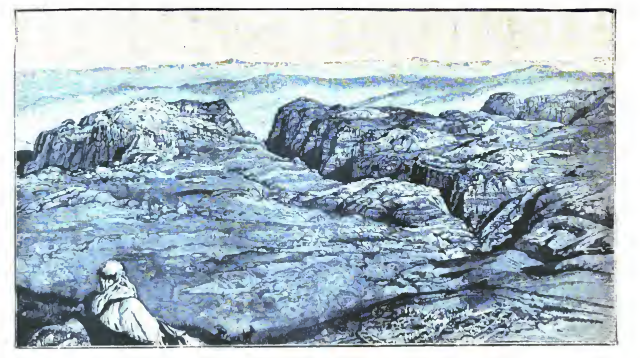
Wieder eine andere Felsenschlucht zieht sich in der nordwestlichen Ecke von Petra steil aufwärts in das Gebirge hinein. Aus dem Gestein herausgemeißelte Stufen erleichtern den Aufstieg, der in vielen Krümmungen etwa eine halbe Stunde währt, nach der wir auf einem Felsplateau anlangen, wo unserer eine neue Ueberraschung harrt. Auch hier wieder zeigt sich eine aus dem Felsen



Beduinen in der Chasnehschlucht.

gearbeitete tempelartige Fassade, die in ihren Abmessungen das vorstehend geschilderte Schatzhaus noch übertrifft, dagegen bei weitem nicht die Feinheit der Ausführung und den künstlerischen Geschmack in der ganzen Anordnung erreicht. Höchst eigenartig dagegen wirkt die Umgebung dieses Denkmals: die Felsenkegel und Klippen in den verschiedenen Formen und Lichtfärbungen. Die Beduinen der Gegend nennen dieses Denkmal, vor dem der Felsboden kunstgerecht zugehauen und geglättet ist, das Der (das ist: Kloster), aber irgend einen thatsächlichen Anhalt dafür, welchem Zwecke es wirklich einst gedient haben mag, besitzen wir nicht. War es ein Grab oder ein Tempel? Auch auf diese Frage kann die Forschung uns keine Antwort geben.

Von überraschender Schönheit ist die Aussicht von der Höhe des Der nach den im Nordwesten aufragenden Bergen. Gerade gegenüber ragt über den bunten Sandsteinmassen der Doppelgipfel des Berges Hor gen Himmel, bei dessen Anblick altbiblische Erinnerungen in uns geweckt werden, denn auf der Höhe dieses Berges starb ja — wie 4. Mos. 20, 22 ff. zu lesen — der Hohepriester Aaron, Moses' älterer Bruder. Als Moses von Kades aus mit seinem Volke bis zum Fuße des Berges gelangt war, da bestieg er auf das Geheiß des Herrn mit Aaron und dessen Sohn Elaasar die Höhe des Berges. „Und Aaron starb daselbst oben auf dem Berge.“ Der östliche Gipfel des Hor, der die Gestalt eines abgestumpften Kegels und eine Höhe von 1329 Meter besitzt, heißt noch heute Dschebel Nebi Harun oder Berg des Propheten Aaron, und die Beduinen zeigen den Besuchern auch seine angebliche Grabstätte. Es ist dies offenbar ein ziemlich modernes Bauwerk, das im Viereck angelegte einfache Grab eines arabischen Scheichs; die Wüstensöhne nennen es jedoch Kabr Harun oder Grab Aarons.



Das alte Edom und die Kluft von Petra.

Weithin schweift der Blick über die Thäler und Schluchten des Wadi el Akabah mit seiner trostlosen Einsamkeit; hier und dort sieht man zu Dörfern vereinigte menschliche Ansiedelungen, allein auch von ihnen sind manche, wie man beim Näherkommen gewahrt, nur noch Ruinen. Ueberall traurige Trümmer, wie in Petra selbst, dieser denkwürdigen Felsen- und Ruinenstadt, an der sich das Wort des Propheten Obadja: „Edom soll wüste werden, daß alle die, so vorübergehen, sich wundern werden über alle ihre Plage" buchstäblich erfüllt hat.

Die Ruhe einer Totenstadt ist es, die in Petra herrscht, in dessen Straßen und auf dessen Plätzen einst Tausende geschäftig umherwogten, und diese Oede wirkt auf den Besucher um so schauriger, als — wie gesagt — alle diese Tempel, Gräber und sonstigen Bauten jedweder historischen Erinnerung entbehren, so daß das Gedächtnis ihrer Urheber und Bewohner, das beispielsweise in der italienischen Gräberstadt Pompeji auf Schritt und Tritt in uns wachgerufen wird, völlig verwischt und verschwunden ist.





Durch die Brányiszka.

Erzählung von **Vinko Borić.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Die steilen, zerklüfteten Höhen der Brányiszka, des südlichen Ausläufergebirges der Karpathen, strahlen im Glanze der herbstlichen Abendsonne. Grauenvoll ist trotzdem die Scenerie. Wildes, zerklüftetes Gestein mit spärlichem Graswuchs, Abgründe und Klüfte bildet das Terrain, in welches sich nur der Wolfsjäger wagt.

Hinter einem Felsen taucht eine Gestalt auf, ein Mann, der die Tracht eines ungarischen Adeligen trägt und trotzdem gebückt unter einer schweren Last geht. Zwei gewaltige Wölfe hat der Jäger erlegt. Sie hängen, zu einem Bündel zusammengeschnürt, auf seinen Schultern. Die schußbereite Büchse trägt der Jäger in der Hand und langsam, aber sicher nimmt er den Abstieg hinunter nach der Zipser Ebene, aus der man die Häusermasse der Komitatsstadt Leutschau als dunklen Fleck erkennt. Dort unten liegt die Zips, das deutscheste Komitat Ungarns, und die Brányiszka trennt es von der Theißniederung, von dem Bezirk von Eperies. Durch die Brányiszka führt ein einigermaßen gangbarer, auch für Wagen benützbarer

Paß, der bis zur Höhe des Berges steil ansteigt und jenseits nach Eperies herunter in ebenso steiler Straße wieder in die Theißebene führt. Der Paß ist so eng, daß kaum zwei Wagen einander ausweichen können.

Der Weg, den der Jäger mit den beiden erlegten Wölfen herabstieg, war allerdings noch ungangbarer als der Paß. Aber er trat von Felsstufe zu Felsstufe mit der Sicherheit eines Mannes, der in diesem Terrain zu Hause ist. Nach halbstündigem Marsche machte er einen Augenblick Halt, warf die beiden noch blutenden Wölfe von seinen Schultern und nahm auf einem Felsblock Platz.

Um seine Lippen spielte ein Lächeln. Er dachte daran, wessen ein Mann am Ende der Dreißiger und in denkbar behaglichster Lebensstellung fähig ist, wenn es sich um ein paar braune Frauenaugen handelt. Er, der reiche Gutsbesitzer, der elegante Kavalier, quälte sich hier wie ein Lastträger — und warum? Um einer Weiberlaune willen.

Die Gräfin Illona Farkas hatte ihn vor zwei Tagen mit einem spöttischen Zucken um den Mund gefragt, was die Wolfsjagd in der Brányiszka mache, und Franz hatte ihr erklärt, daß die Jagd erst Ende Oktober oder im November beginne. Wohl um ihn zu verspotten, hatte die schöne Illona dann mit gekräuselten Lippen erklärt: „Schade, ich hätte jetzt so gern zwei Wolfsfelle gehabt, um sie mir zu einer Schlittendecke verarbeiten zu lassen. Im November nützen mir die Felle nichts mehr, dann wird man mit der Verarbeitung nicht mehr fertig."

Am nächsten Morgen schon war er, begleitet von einem Diener, in seinem Fuhrwerk nach der Brányiszka aufgebrochen, hatte in dem Dorfe am Fuße der Berge den Wagen mit Kutscher und Diener zurückgelassen, während er selbst mit Munition, Proviant und Büchse in das unwegsame Gebirge hinaufgestiegen war und nun hier sechsunddreißig Stunden zugebracht hatte. Alle seine

Jägerkunst hatte er aufbieten müssen, um zwei Wölfe, die um diese Zeit weniger als sonst aus ihren Verstecken herauskommen, zu erlegen — und das alles um einer Weiberlaune willen!

Was ist aber auch die Gräfin Illona Farkas für ein Weib! Fünfundzwanzig Jahre alt, eine voll erblühte ungarische Schönheit. Sie ist es gewöhnt, daß all ihre Wünsche und Launen befriedigt werden, sie fühlt sich schon seit frühester Kindheit als Herrin, als unumschränkte Gebieterin auf den großen Gütern ihres Vaters. Dieser ist ein greiser Herr, der sich Zeit seines Lebens mehr mit den Wissenschaften, als mit der Landwirtschaft und der Jagd beschäftigt hat. Die Mutter der Gräfin Illona ist früh verstorben, und das Kind ist sich viel selbst überlassen gewesen, hat dann mehrere Jahre in Wien zur Erziehung geweilt und nach der Rückkehr infolge ihres stolzen, herrischen und energischen Charakters alsbald die Herrschaft auf den väterlichen Gütern ergriffen.

Die Güter des Grafen Farkas und des Deutschen Franz v. Erhard lagen dicht bei einander. Man traf sich aber seltener auf den Gutshöfen, als in Leutschau, wo damals — es war im Herbst 1848 — ein adeliges Kasino den Mittelpunkt für die Gutsbesitzer des ganzen Komitats bildete. Hier fand man zu jeder Tageszeit Gesellschaft. Hier konnten die Herren des Abends ein Spielchen machen, und wöchentlich einmal gab es eine größere Festlichkeit mit Damen. Die meisten vermögenden Gutsbesitzer hatten auch besondere Absteigequartiere in Leutschau, um von den Festlichkeiten nicht zu früh nach Hause aufbrechen zu müssen. Manche von ihnen hätten die ganze Nacht fahren müssen, um ihre Güter zu erreichen. So blieben sie und ihre Familien denn lieber einige Tage in Leutschau, um das Vergnügen ganz und gar auszukosten.

Die Bevölkerung im Zipser Komitat ist heute noch

deutsch, und die Bauernhöfe befinden sich meist in den Händen von Deutsch-Ungarn. Nur wenige Slaven, Galizier und Slowaken sind Bauerngutsbesitzer. Die Adelsgüter aber sind meist im Besitz der ungarischen Edelleute, und Franz v. Erhard war vereinzelt unter ihnen; er hatte seit drei Jahren die Güter übernommen, die ihm ein Oheim hinterlassen hatte.

Es war jedenfalls keine Marotte von dem alten Onkel, daß er in seinem Testamente verfügte, sein Neffe und Universalerbe dürfe die Güter in Ungarn nicht versteigern, sondern müsse sie mindestens zehn Jahre in seinem Besitz behalten. Der alte Herr, der aus Deutschland wegen einer unglücklich ausgegangenen Duellgeschichte nach Ungarn ausgewandert war, wußte wohl, daß von Jahr zu Jahr der Wert dieser Güter im Zipser Komitat stieg.

So war Franz v. Erhard in das ungarische Land gekommen und hatte ein Jahr lang recht zurückgezogen gelebt, bis er die Sprache beherrschte und sich mit den Verhältnissen vertraut gemacht hatte. Dann stattete er Besuche in der Nachbarschaft ab, und hin und wieder, aber nur in großen Zwischenräumen, suchte er das adelige Kasino in Leutschau auf, obgleich er es von seinem Gute ziemlich nahe hatte. In den letzten Monaten allerdings war er sehr häufig im Leutschauer Adelskasino gewesen, und der Magnet, der ihn dahin zog, war unzweifelhaft die Gräfin Illona Farkas, die jetzt auch auffallend häufig mit ihrem Vater, oder begleitet von der alten adeligen Dame, die ihre Gesellschafterin bildete, nach Leutschau kam. Es ging immer wie ein frischer Hauch durch die ganze Gesellschaft, wenn Komtesse Illona erschien. Sie brachte Leben in das gesellschaftliche Treiben, und nicht nur die Männer huldigten ihr, sondern auch die Frauen hatten sie gern und verziehen ihr selbst das, was eine Frau sonst nie der anderen verzeiht, nämlich ihre Schönheit.

Erhard hatte der Komtesse einige Zeilen geschrieben, um ihr mitzuteilen, er sei nach der Brányiszka aufgebrochen, um die gewünschten Wolfsfelle zu holen. Er bitte sie, am dritten Abend im Kasino zu sein, um ihr dort seine Jagdbeute zu Füßen legen zu können. Bis dahin hatte er noch vierundzwanzig Stunden Zeit. Er wollte auch heute nur bis zum Dorf am Fuße der Brányiszka kommen, um dort zu übernachten; denn er fühlte doch eine Müdigkeit, die selbst seine außerordentlichen Körperkräfte überstieg.

So lud Erhard denn die beiden Wölfe wieder auf seine Schultern und machte sich wieder auf den Weg.

Nach viertelstündigem Marsch traf er seinen Diener Pista (Stephan). Nun mußte der die Jagdbeute tragen, und mit Einbruch der Dunkelheit war das Dorf am Fuße des Berges erreicht.

Erhard schlief bis spät in den Morgen hinein und wachte erst auf, als er aus den unteren Räumen der Schenke lautes Stimmengewirr hörte. Als auf seinen Ruf der Diener erschien, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, erfuhr Erhard, in der Schenke unten sei eine Versammlung von deutschen, slowakischen und ungarischen Leuten aus der Umgegend, welche eifrig ein neues politisches Ereignis besprachen.

In Ungarn gärte es damals. Die Februarrevolution in Frankreich hatte in ganz Europa einen mächtigen Anstoß zu politischer Bewegung gegeben. In Ungarn hielten sämtliche Parteien die Zeit für gekommen, von Oesterreich Konzessionen zu erhalten und Ungarn in die Reihe der zivilisierten Staaten zu stellen. Mit einem Schlage war in Ungarn die Leibeigenschaft aufgehoben und der Zehnte beseitigt worden. Die gleiche Besteuerung des Adels, der Bauern und der Bürgerschaft war eingeführt, die Bildung einer Nationalgarde, der sogenannten Honved, war beschlossen. Preßfreiheit und Schwurgerichte sollten ein-

geführt, und der Reichstag sollte zu einer wirklichen Volksvertretung werden. Die österreichische Regierung erkannte scheinbar die Forderungen der Ungarn an, ihre Nachgiebigkeit war aber nur äußerlich. Den Bestrebungen der ungarischen Patrioten wurden allerlei Hindernisse in den Weg gelegt, und während man einerseits den Ungarn gestattete, selbst in Wien ein Werbebureau zu etablieren, um für die ungarische Landwehr Freiwillige anzuwerben, stachelte gleichzeitig die österreichische Regierung die Kroaten zu einem Einfall in Ungarn auf, um dessen Bewohner zu beschäftigen und von weiteren Forderungen abzuhalten.

In Ungarn dachte man keineswegs an eine Losreißung von Oesterreich. Nur einen Kampf um die Verfassung führte man, allerdings in der heftigsten Weise, wie dies bei den leicht erregbaren Ungarn üblich ist. Die Verhältnisse waren gespannt, schwere Konflikte schienen unvermeidlich.

Am geringsten war bisher die Aufregung im Zipser Komitat gewesen. Dort gab es schon seit Jahrhunderten keine Leibeigenschaft mehr, sondern freie Bauern. Deshalb fielen auch hier die Güter nicht durch Aufhebung der Leibeigenschaft so ungeheuerlich im Wert, wie anderwärts im Lande, besonders in den Pußtagegenden, wo die Gutsbesitzer nach der Befreiung der Bauern auf einmal ohne Arbeitskräfte dastanden und nicht wußten, woher sie fernerhin in dem wenig bevölkerten Lande die Kräfte nehmen sollten, um ihre Aecker zu bebauen.

Als Franz v. Erhard hinunter in die Heideschenke kam, erfuhr er, daß einige Zeitungsblätter, die von Eperies angekommen waren, die Aufregung verursachten. Die Nachricht, die sie brachten, war allerdings sehr wichtig. Vor einigen Tagen war auf der großen Kettenbrücke in Pest der vom Kaiser von Oesterreich zum Oberkommandanten Ungarns ernannte Graf Lamberg vom Pöbel er-

mordet worden. Damit war die Revolution erklärt. Alles das regte natürlich die Leute auf, und Erhard fand es ebenfalls für geraten, so schnell als möglich heimzukehren.

Als er im Adelskasino in Leutschau eintraf, fand er trotz der frühen Morgenstunde dort schon eine außerordentlich zahlreiche Gesellschaft vor. Es wurde eine heftige Sprache gegen Oesterreich geführt, und je weiter der Tag fortschritt, desto mehr erregten sich die Gemüter.

Erhard hielt sich nicht lange auf, sondern fuhr nach seinem Gute. Er konnte mit den ungarischen Freunden nicht sympathisieren. Die Ermordung Lambergs auf der Kettenbrücke in Pest war eine Handlung, die er nicht als eine patriotische That anzusehen vermochte, und als Deutscher hatte er keinen Teil an den Bestrebungen der Ungarn. Er sendete die Wolfsfelle mit einem höflichen Briefe an Illona, in dem er sein Fernbleiben von dem Adelskasino mit der Ueberanstrengung der Jagd entschuldigte.

Am nächsten Morgen brachte ein reitender Bote einen Antwortbrief, welcher Erhard in Erstaunen, aber auch in Entzücken versetzte. Illona schlug in diesem Briefe einen Ton an, welcher ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen mußte. Es hieß darin:

„Mein teurer Freund!

Die heftigsten Vorwürfe habe ich mir gemacht, als ich Ihren Brief erhielt, in dem Sie mir Ihren Aufbruch zur Wolfsjagd ankündigten. Um einer Weiberlaune willen setzten Sie Leben und Gesundheit auf das Spiel! Ich war außer mir über meine Thorheit, und doch ... doch war ich beglückt. Hoffentlich haben Sie sich von Ihren Anstrengungen erholt. Bitte, kommen Sie heute in das Kasino, damit Ihnen aus tiefstem Herzen danken, damit Sie wegen Ihrer Thorheit um Verzeihung bitten kann

Ihre Illona."

So lautete der Brief, und er versetzte Erhard in einen Glückstaumel. Sie liebte ihn — daran war kein Zweifel. Ihn hatte sie gewählt unter den vielen Bewerbern, die ihr huldigten! Wessen wäre er nicht fähig gewesen, um dieses herrlichen Weibes willen! —

Mit welch lieblichem Lächeln trat sie ihm entgegen, als er am Abend im Kasino erschien. Bräutliches Rot der Verschämtheit lag auf ihren Wangen, feucht schimmerten ihre Augen, ihre halbgeöffneten Lippen schienen Worte der Zärtlichkeit zu flüstern, und der Druck ihrer kleinen Hand sprach beredt genug.

Das war ein Augenblick unsäglichsten Glückes, in dem zwei liebende Herzen sich fanden!

Ilona nahm zuerst das Wort. Ihre Stimme klang leiser, weicher als sonst, als sie sagte: „Ich habe Ihnen zu danken und Sie nochmals wegen meiner Thorheit um Verzeihung zu bitten."

Wortlos küßte Erhard ihre Hand. Ein zweiter Händedruck dankte ihm.

Als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah Ilona auch aus seinen Augen das Feuer der Leidenschaft brechen, und das Rot ihrer Wangen wurde dunkler, und ihre Augen feuchter und leuchtender.

Plötzlich stand ihr Vater neben ihr. Erhard raffte sich gewaltsam auf und begrüßte ihn.

„Gut, daß Sie da sind, Freund," sagte Graf Farkas. „Man war schon erstaunt über Ihr Fernbleiben."

„Ich war nur ermüdet von einem mehrtägigen Jagdausflug, Herr Graf!"

„Zu dem Sie diese kleine Hexe veranlaßt hat. Ich sah Ihre Jagdbeute, tüchtige Wölfe! Ich muß Ihnen meine Bewunderung aussprechen. Es gehört Tollkühnheit dazu, um allein auf die Jagd zu gehen, wenn es sich um derartiges Wild handelt."

„Herr Graf sind zu gütig und beschämen mich!"

„Nein, nein! Solche Männer wie Sie braucht das Vaterland in diesem Augenblicke. Seien Sie willkommen."

Zögernd legte Erhard seine Hand in die des Grafen. Wie erregt war der alte Herr, der sonst nur seinen Studien und seinen Büchern lebte!

„Welch eine große Zeit ist das!" fuhr Farkas fort. „Ungarn ist erwacht! Der Geist, der zu Arpads Zeiten die Magyaren beseelte, der sie zu Helden und zu Eroberern dieses Landes machte, flammt wieder auf. Ueberall im Lande regt sich glühender Patriotismus, im Herzen des Edelmanns wie des letzten Hirten. Selbst die Frauen und die Kinder sind ergriffen davon. Sehen Sie meine Tochter an! Ich war nie stolzer auf sie, als in dieser Stunde. Ich weiß, daß auch in ihrem Herzen die Flamme der Vaterlandsliebe lodert. Wenn ich sie nicht zurückhielte, sie würde mit hinausziehen in den heiligen Kampf!"

„Das Vaterland ist in Gefahr," rief Ilona, „das Vaterland erhebt sich! Wer könnte an etwas anderes denken in diesem Augenblick. Alle anderen Gefühle, wären sie noch so heilig, müßten zurücktreten vor dem Gefühl der Vaterlandsliebe, die uns erfüllt!"

Bedeutungsvoll sah sie bei diesen von ihr mit aller Leidenschaftlichkeit gesprochenen Worten den Mann an, dem ihr Auge soeben noch liebeverheißend geleuchtet hatte. Aber aus ihren Augen blitzte jetzt ein anderes Feuer; wie eine Heldin sah sie in diesem Augenblicke aus.

Die Lage Erhards wurde immer peinlicher, er fühlte, man rechnete auf ihn als Mitkämpfer gegen Oesterreich. Und jetzt rief Graf Farkas geradezu:

„Kommen Sie mit mir, Kamerad, und tragen Sie Ihren Namen in die Liste der Freiwilligen ein, die in die Honvedbataillone eintreten. Ihr Entschluß wird ein leuchtendes Beispiel sein!"

„Herr Graf," entgegnete Erhard gepreßt, „verzeihen Sie, wenn ich Ihrer Aufforderung nicht Folge leisten kann. Ich bewundere den Patriotismus der ungarischen Nation und meiner Freunde, aber ich kann nicht thätig daran teilnehmen. Ich bin ein Deutscher, und meine Abstammung wie mein Name legt mir strenge Neutralität auf."

„Nun, wenn das ist, so will ich Sie nicht länger drängen," sagte Graf Farkas kühl, verbeugte sich und ging.

Illona war leichenblaß geworden. Ihre Augen blickten mit fast ängstlichem Ausdruck auf das Gesicht Erhards.

„Ich glaubte nicht," sagte sie, und ihre Stimme klang eigentümlich tief, „daß Sie sich auf Ihre deutsche Geburt berufen würden. Sie haben in Ungarn eine zweite Heimat, Sie haben in den Bewohnern treue Freunde gefunden. Freunde verläßt man nicht in der Stunde der Not und Gefahr. Der Boden, auf dem Sie leben, der Sie ernährt, soll von fremdem Joche frei werden, und Sie können noch zögern? O mein Herr, wer in solchen Augenblicken fähig ist, kühle politische Erwägungen zu begründen, der hat kein heißes Empfinden, dem wird man auch nicht glauben, wenn er von anderen Gefühlen jemals sprechen sollte."

„Komtesse, Sie thun mir unrecht —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Illona. „Ich thue Ihnen nicht unrecht. Ich habe mich in Ihnen getäuscht, ich hielt Sie für einen heißempfindenden Mann und sehe, Sie sind ein kühler Kopf, der in erster Reihe an seinen Vorteil denkt."

„Gräfin!" fuhr Erhard auf.

Aber das immer leidenschaftlicher werdende Weib ließ ihn nicht zu Worte kommen. Mit halblauter Stimme, aber mit fliegendem Atem raunte sie ihm zu: „Wählen Sie: mich mit dem Ungarland zusammen oder Ihren

Vorteil, der Ihnen allerdings gebieten mag, sich auf ein gefährliches Unternehmen, wie dies die Beteiligung an einer Revolution ist, nicht einzulassen. Wählen Sie, aber vergessen Sie nicht, ich bin nicht nur Weib, ich bin auch Patriotin! In diesem Augenblick sogar vielleicht mehr Patriotin als Weib!"

„Komtesse," bat Erhard, „lassen Sie uns das Gespräch jetzt abbrechen — Sie sind erregt. Es ist eine edle Erregung, die Sie beherrscht, aber Sie sind jetzt nicht in der Lage, mich ruhig anzuhören. Wenn Sie morgen, übermorgen mir noch einmal Gelegenheit geben werden an einem Orte, an dem wir weniger Störungen ausgesetzt sind als hier, mich auszusprechen, so werden Sie auch meine Gründe, meine Zurückhaltung billigen. Ich kann nicht anders."

„Ich hätte Sie für mutiger gehalten. Sie wollen nur Aufschub haben. Wozu? Wählen Sie!"

Erhard biß sich auf die Lippen und schwieg.

Es trat eine peinliche Pause ein.

„Ihr Schweigen ist mir Antwort genug," sagte, mühsam ihre Erregung bekämpfend, Illona. „Sie haben gewählt. Wir haben nichts mehr miteinander zu thun, Herr v. Erhard!"

Sie wendete sich kurz ab und ging mit stolz erhobenem Haupte von ihm.

Erhard aber zog sich in eine Fensternische zurück, um sich zu sammeln. Welcher Wandel in seinem Verhältnis zu Illona hatte sich in so kurzer Zeit vollzogen! Vor einer Stunde noch war er zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt, war er glückselig — und nun aus allen Himmeln gestürzt. Er hatte durch sein Verhalten Illona als Weib und Ungarin verletzt, er hatte sich um ihre Achtung und dadurch um ihre Liebe gebracht. Aber konnte er denn anders? Mußte er nicht so handeln, wie er gehandelt hatte? Ge-

wiß war Ungarn sein zweites Vaterland, gewiß ernährte ihn der Boden, auf dem er jetzt lebte, aber er war eben doch nur ein Gast in diesem Lande, er war preußischer Staatsbürger und konnte als solcher unmöglich die Waffen gegen Oesterreich tragen, unter Ungarns Fahne fechten. Für ihn lagen keine idealen Gründe vor, wie für die geborenen Ungarn. Er wäre einfach ein Landsknecht gewesen, der für eine fremde Sache focht. Das mußte Illona einsehen, wenn sie erst ruhiger geworden war. Er beschloß, sie aufzusuchen, um von ihr für den nächsten Tag eine Unterredung zu erbitten.

Wie schlecht kannte er die Frauen, besonders die leidenschaftlichen ungarischen Frauen! Selbst die gutmütigste, edelste unter ihnen ist der unvernünftigsten, grausamsten Handlungen fähig, wenn sie von einer Leidenschaft ganz beherrscht wird. Je mehr Widerstand sie findet, desto mehr schwindet die ruhige Ueberlegung, und Illona stand gegenwärtig ganz im Banne eines fanatischen Patriotismus und der erlittenen Enttäuschung.

Als Erhard aus der Fensternische in den Saal trat, faßte ihn einer seiner ungarischen Freunde am Arm und forderte ihn auf, seinen Namen in eine Liste zu zeichnen, durch welche Gelder für die Verwundeten und Kranken des ungarischen Nationalheeres gesammelt werden sollten. An dieser Sammlung, bei der es sich um einen Akt allgemeiner Wohlthätigkeit handelte, konnte sich Erhard beteiligen, und er war gern bereit, einen hohen Betrag zu zeichnen.

Er trat an den Tisch, der in der Mitte des Saales aufgestellt war, und ergriff eben die Feder, als diese ihm mit Heftigkeit aus der Hand gerissen wurde.

Illona stand mit zornfunkelnden Augen neben ihm. Ihre Augen hatten einen fast irrsinnigen Ausdruck.

„Ungarn braucht das Geld von Abtrünnigen und Feig-

lingen nicht. Solches Geld bringt Unglück!“ schrie sie mit gellender Stimme durch den Saal.

In wenigen Augenblicken hatten sich alle im Kasino Anwesenden um Illona und Erhard versammelt.

„Komtesse,“ stieß Erhard hervor, „Sie vergessen sich! Zähmen Sie Ihren blinden, unvernünftigen Zorn und Sie werden erkennen, daß auf mich Ihre Worte nicht passen.“

„Doch, doch!“ schrie sie, und noch einmal wiederholte sie die beleidigenden Worte.

Leichenblaß, seiner Sinne kaum mächtig, stand Erhard da. Hätte ein Mann das gewagt, er hätte ihn auf Leben und Tod gefordert, aber was sollte er einem Weibe gegenüber thun? Und niemand trat an seine Seite. Alles stand stumm, alles billigte also das Auftreten Illonas.

„Da ich diese Unzurechnungsfähige nicht zur Rechenschaft ziehen kann, so werden Sie alle mir Genugthuung geben!“ sagte Erhard, sich straff aufrichtend.

Aber überall begegnete er nur kalten Blicken, eisigem Schweigen. In diesen Kreisen war er verfemt und geächtet, das fühlte er. Er wendete sich zum Gehen. Ohne weiteres machte man ihm Platz.

2.

„Eine Viertelmeile südlich von Nagy Essa befindet sich ein kleines Gehölz. Dort werden Sie morgen früh acht Uhr die Persönlichkeit finden, die Ihnen im Namen der Komtesse Illona Farkas Genugthuung geben will. Waffen: Pistolen. Bringen Sie Ihre Waffen mit. Distanz zehn Schritt. Gleichzeitiger Schuß. Ihr Gegner ist ein Edelmann. Bis halb neun Uhr warten wir auf Sie.“

So lautete ein Billet, das Erhard eine Stunde nach der Heimkehr erhielt. Er blickte nach der Unterschrift. Sansi Imre lautete dieselbe. Das war der alte Hausarzt

des Grafen Farkas, der bei ihm auf den Gütern angestellt war und im Schlosse wohnte. Der Arzt war ungarischer Edelmann und dadurch ohne weiteres zur Führung eines Ehrenhandels auch unter außergewöhnlichen Umständen befugt.

Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß sein Duellgegner der alte Graf Farkas sein werde. Er war als Vater zu allererst befugt, für seine Tochter einzutreten.

Erhard nahm seinen besten Pistolenkasten heraus, untersuchte die Waffen, füllte die Behälter für Pulver, Kugeln und Zündhütchen und stellte den Kasten zurecht. Er war fest entschlossen, den alten Grafen, der doch nichts für die leidenschaftliche Heftigkeit der Tochter konnte, zu schonen. Dann bestellte er für sechs Uhr morgens sein Pferd und den Diener, der ihn begleiten sollte, und ging zu Bett. Wenn er in dieser Nacht schlecht schlief, so waren es nicht die Gedanken an das Duell, die ihn wach hielten, sondern die Gedanken an Ilona.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde vor der festgesetzten Frist traf Erhard am anderen Morgen auf dem bestimmten Platze ein. Er hatte keinen Sekundanten mitgebracht. Bei der Stimmung, die anscheinend in der ganzen Gesellschaft gegen ihn herrschte, wäre es ihm vielleicht schwer gewesen, einen solchen zu bekommen. Er verließ sich darauf, daß der Graf Farkas so viele Zeugen mit zur Stelle bringen werde, daß einer von diesen notgedrungen das Amt des zweiten Sekundanten übernehmen konnte.

Kurz vor acht Uhr meldete ihm sein Diener Pista, es nahe ein Wagen, begleitet von einer Anzahl von Reitern. Erhard erkannte bald die Reiter. Unter ihnen befand sich der Doktor Sansi und einige Kavaliere aus der Umgegend. Diese kamen vorausgesprengt und begrüßten kühl und förmlich den Harrenden. Stephan Pechy, einer der Groß=

grundbesitzer, näherte sich Erhard und fragte: „Haben Sie einen Sekundanten mitgebracht?"

„Ich hoffte hier jemand zu finden, der mir diesen Dienst erweist!"

„Wenn es Ihnen recht ist, übernehme ich die Funktionen!"

„Ich bin Ihnen dankbar dafür!" erklärte Erhard ebenso förmlich und mit einer Verbeugung.

Noch vor wenigen Tagen hatte Pechy ihn du und Freund genannt, nun gebrauchte er das förmliche Sie. Erhard war eben verfemt in dieser Gesellschaft ungarischer Patrioten. Vielleicht hätte es ihn getröstet, wenn er erfahren hätte, daß es zu jener Zeit in Ungarn noch vielen anderen Leuten so ging, und daß die Ungarn jeden, der sich nicht ganz und gar auf ihre Seite stellte, als ihren Feind betrachteten und demgemäß behandelten.

Unterdes war der Wagen herbeigekommen, und Erhard sah, wie ihm die jugendliche Gestalt eines ungarischen Magnaten entstieg. Der Attila des jungen Mannes bestand aus rotbraunem Sammet, die Füße steckten in glänzenden, hohen Stiefeln, die Beinkleider waren weit und bauschig, um die Schultern hing, durch eine goldene Schnur mit Quasten über der Brust zusammengehalten, der Dolman. Eine Pelzmütze mit hohem Reiherbusch vollendete das prächtige Kostüm des jungen Edelmannes.

Als dieser näher trat, erkannte Erhard zu seinem größten Erstaunen die Komtesse Illona. Sie winkte dem weißhaarigen Hausarzte, und dieser wendete sich mit lauter Stimme an Erhard:

„Mein Herr!" sagte er, „diese Dame, die Tochter eines ungarischen Grafen und selbst echt adeligen Blutes, hat Sie gestern abend beleidigt. Sie haben laut Genugthuung gefordert, und diese soll Ihnen werden. Die Dame wird Sie Ihnen selbst geben!"

„Wie?" fragte Erhard, „mit einem Weibe soll ich mich duellieren? Nimmermehr!"

„Eine Gräfin Farkas," erklärte Illona mit zornig blitzenden Augen, „vertritt stets das, was sie sagt, und gewährt Genugthuung, wenn man solche von ihr verlangt. Das Vaterland braucht jetzt seine Männer auf dem Schlachtfelde und kann sie nicht zur Austragung von Privatstreitigkeiten hergeben. Ich bin eine Ungarin und von adeliger Abstammung, ich bin also ebenso satisfaktionsfähig wie jeder Edelmann, wenn ich auch ein Weib bin."

„Es ist unerhört, daß ein Mann sich mit einem Weibe schlagen soll," erwiderte Erhard, „das ist gegen Gebrauch und Sitte. Das heißt Scherz und Spott treiben mit der Waffenentscheidung!"

„Ich möchte doch bitten," erklärte nun, sich einmischend, der alte Arzt, „daß den eigentümlichen Verhältnissen, in denen wir uns befinden, Rechnung getragen wird. Außerordentliche Zeitläufte erfordern außerordentliche Maßregeln, und ein alter Brauch muß sich schon auch einmal eine Abänderung gefallen lassen. Was die Komtesse Farkas zu thun im Begriffe ist, haben in letzter Zeit auch schon andere patriotische ungarische Damen gethan. Hier ist eine neue Nummer der „Budapester Zeitung", aus dieser geht hervor, daß in der abgelaufenen Woche nicht weniger als drei Damen mit der Pistole in der Hand Duelle gegen österreichische Offiziere und Beamten ausgefochten haben!*) Was im Budapester Komitat gestattet ist, muß wohl auch im Zipser Komitat Geltung haben!"

„Meine Herren," wendete sich nun Erhard an die anwesenden Kavaliere, „meine Herren, ich wende mich an

*) Historisch. Unter den ungarischen Damen herrschte damals eine wahre Duellwut.

Sie. Sie werden mit mir übereinstimmen, daß es nicht angeht, daß ein Mann sich mit einer Dame schlägt."

„Das sehe ich nicht ein!" erklärte Pechy, der sofort Partei gegen Erhard nahm, obgleich er sich diesem selbst zum Sekundanten angeboten hatte. „Warum soll denn eine patriotische, mutige Dame im Duell nicht so viel gelten, wie ein Mann?"

„Es ist allerdings bekannt," bemerkte höhnisch einer der anderen Kavaliere, „daß die Komtesse Illona Farkas vorzüglich mit Pistolen umzugehen versteht und ihr Ziel fast unfehlbar trifft. Vielleicht ist das dem fremden Herrn nicht angenehm."

Erhard warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu. „Nun denn, meine Herren, die Verantwortung auf Ihr Haupt!" sagte er kalt. „Sie wollen mich hier zu einer Komödie zwingen; wohlan, Sie sollen Ihren Willen haben!"

„Halt!" rief Komtesse Illona, „der Herr spricht von Komödie. Er hat mich durch diese wegwerfende Bemerkung aufs neue schwer beleidigt. Jetzt bin ich es, die Genugthuung verlangt. Jetzt fordere ich den Kampf als Beleidigte, und zwar einen wirklichen, ehrlichen Kampf. Ich erkläre den Gegner für ehrlos, wenn er nicht ernstlich auf mich schießt, wie ich ernstlich auf ihn schießen werde!"

Statt einer Antwort verbeugte sich Erhard stumm vor der Komtesse, welche diese Verbeugung als Zustimmung zu betrachten schien.

Die Kavaliere machten alles fertig, was von Vorbereitungen zu treffen war.

Sie luden zwei Paar Pistolen und losten darum, welches Paar die Gegner erhalten sollten. Sie maßen zehn Schritt Entfernung zwischen den beiden Gegnern ab und stellten diese mit der Pistole in der Hand einander gegenüber.

Als Ilona die Pistole hob und aus dem weitgeschlitzten Aermel ihres Attila ihr runder, weißer Arm erschien, war Erhard wie geblendet.

„Eins, zwei, drei!"

Zwei Schüsse krachten gleichzeitig.

Ilona blieb unverletzt stehen.

Erhard fuhr mit der linken Hand nach dem Herzen und sank lautlos zusammen.

3.

Die Ereignisse waren in Oesterreich-Ungarn rasch ihren Weg gegangen. Im Oktober brach auch in Wien der Aufstand aus, und die Ungarn beschlossen, mit achtzehntausend Mann den Wiener Revolutionären zu Hilfe zu kommen. Diese Zahl war jedoch zu gering. Außerdem kamen die Ungarn zu spät. Es kam am 30. Oktober bei Schwechat zu einem Gefecht, durch welches die Ungarn zum Rückzug gezwungen wurden. Wien fiel am 31. Oktober in die Gewalt von Windischgrätz, welcher nunmehr der ungarischen Armee eine vierzehntägige Frist zur Niederlegung der Waffen ansetzte. Als diese Frist vorüber war, erfolgte von Windischgrätz die Erklärung, daß er sich nunmehr als im Kriegszustande mit Ungarn befindlich betrachte.

Die Antwort des ungarischen Reichstages auf den Einmarsch des Fürsten Windischgrätz bestand in dem Protest gegen die Abdankung des Kaisers Ferdinand und gegen die Thronbesteigung des jetzt noch regierenden Kaisers Franz Joseph. Windischgrätz rückte am 12. Dezember in Preßburg ein, General Görgei, der die Grenze gegen Galizien zu schützen hatte, wurde geschlagen und mußte sich in die Karpathen zurückziehen. Ungarns Hauptstadt Ofen-Pest fiel am 5. Januar 1849 in die Hände der Oesterreicher, nachdem sie von den Ungarn freiwillig geräumt worden war.

Die ungarische Sache stand schlecht, sehr schlecht. Von

Galizien drängten die Oesterreicher nach Ungarn, und es galt für Görgei, der soeben die Karpathen überschritten hatte, einerseits den Oesterreichern auszuweichen, andererseits nach Süden abzumarschieren, um der ungarischen Regierung zu Hilfe zu kommen und Debreczin, wohin sie sich zurückgezogen hatte, zu schützen. Außerdem mußte Görgei nach Süden vordringen und die Theiß besetzen, wollte er dem weiteren Vordringen von Windischgrätz Einhalt thun.

Am 5. Februar 1849 traf Görgei mit seiner Armee in Leutschau ein und bezog in der Stadt und ihrer Umgebung ein Feldlager. Es gab für Görgei nur eine Straße, die er noch einschlagen konnte; das war die nach Eperies, welche durch die Brányiszka führte. Die Oesterreicher aber waren über alle Bewegungen Görgeis auf das genaueste unterrichtet. General Schlick, der ein Seitendetachement von Windischgrätz führte, kam in Eilmärschen heran, und an demselben Tage, an dem Görgei in Leutschau eintraf, besetzte Schlick den Paß in der Brányiszka und machte ihn durch Verbarrikadierungen und Besetzung mit Artillerie zu einer geradezu uneinnehmbaren Festung.

Der einzige Weg, der Görgei zum Rückzug und zur Rettung des bedrohten Vaterlandes blieb, war ihm abgeschnitten. Görgei saß in Leutschau fest, Ungarn war verloren, denn der beste Teil seiner Armee war zwischen der Brányiszka und den Karpathen eingeschlossen. —

In einem Zimmer des Adelskasinos wurde ein ernster Kriegsrat abgehalten. Bei verschlossener Thür saß hier Görgei mit seinem Untergeneral Gyon und den Offizieren seines Generalstabes. Aber auch hervorragende Mitglieder des Adels aus der Umgegend waren zu der Beratung herangezogen worden. Sie allein kannten die Gegend und ihre Hilfsquellen genügend, um auf jede Frage, die

während des Kriegsrates auftauchte, Auskunft geben zu können.

Auch Graf Farkas nahm an der Beratung teil, und er war es, der zuerst erklärte, daß es unmöglich sei, auf einem anderen Wege als durch den Paß in der Brányiszka nach Eperies zu gelangen. Die anderen der Gegend kundigen Edelleute schlossen sich seiner Ansicht an. Es führten wohl noch andere Wege durch das Gebirge, welche für einzelne Jäger passierbar waren, aber nicht für Truppen, und selbst der kühnste Jäger traute sich nicht, jetzt im Februar, in die unwirtliche Brányiszka hinein. Es gab nur einen gangbaren Weg, und diesen hielt General Schlick mit den Kaiserlichen besetzt. Die Edelleute boten im übrigen ihre guten Dienste an und wurden dann entlassen, während die Offiziere allein blieben, um ihre Beratungen fortzusetzen.

„Es ist nicht meine Art, stille zu liegen,“ erklärte Görgei, „aber bleiben wir vorläufig in Leutschau. Wir ruhen uns aus, und es findet sich, wenn nicht heute, so doch morgen vielleicht noch ein Ausweg.“

Der Chef seines Generalstabs, ein junger Offizier, der noch vor Beginn des Aufstandes auf der Akademie in Wiener Neustadt bei Wien gewesen und noch nicht einmal zum Offizier ernannt worden war, als der Aufstand ausbrach, erwiderte indes: „Verzeihung, Herr General, aber wir haben keinen Proviant. Leutschau und Umgegend ist schwach bevölkert. Vorräte sind für den Winter allerdings in der Umgegend aufgestapelt worden, aber es sind fast vier Wintermonate vorüber, denn hier beginnt der Winter schon im Oktober. Die Vorräte, die noch vorhanden sind, reichen wohl aus, um die Bewohnerschaft einige Wochen zu erhalten, wenn aber unsere gesamte Armee davon leben soll, sind wir in achtundvierzig Stunden vollständig fertig und haben den Hunger im Lager.

Ich weiß, daß wir in zwei Tagen weder für die Pferde noch für die Mannschaften Nahrung haben werden."

Görgei, der Unerschütterliche, blieb auch bei dieser Nachricht ruhig. „Dann müssen wir eben vor Ablauf von achtundvierzig Stunden abmarschiert sein," sagte er. „Meine Herren, die Befehle zum Abmarsch gehen Ihnen morgen früh zu. Heute abend findet der große Ball statt, den wir der Gesellschaft von Leutschau und Umgegend geben, und wir wollen heute abend vergnügt sein. Das Ernste auf morgen."

Görgei erhob sich, und der sonderbare Kriegsrat war zu Ende.

Nie war Görgei lustiger, nie sah er vergnügter aus, als wenn er sich in der größten Verlegenheit befand. Es war eine Sonderbarkeit von ihm, an allen Orten, wo er auch nur einen Tag Aufenthalt nahm, Festlichkeiten zu veranstalten, und selbst in Ungarn feindlichen Gegenden nahm die Gesellschaft, die er einlud, daran teil. Die Leute kamen entweder aus Furcht oder weil Görgei selbst bei seinen Gegnern als ritterlicher Charakter geachtet war. —

General Gyon hatte sein Quartier beim Grafen Farkas. Als er von der Beratung im Adelskasino zurückkam, fand er in seinem Quartier schon den Hausherrn im eifrigen Gespräch mit Illona. Diese war verzweifelt über die schlimme Lage, in der sich die ungarische Armee befand. Sie bestürmte Gyon mit Fragen. Aber der Untergeneral Görgeis hatte nichts als ein Achselzucken, wenn sie immer und immer wieder Auskunft darüber haben wollte, was man nun anfangen werde.

„Schaffen Sie uns einen Weg, Gräfin," erklärte er, „durch den wir hier herauskommen, und Sie erweisen dem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst. Wenn wir auch nur die Hälfte unserer Armee bis in die Theißebene bringen können, so wird man Sie als Retterin des Vater-

landes verehren. Bleiben wir hier fest liegen, so ist Ungarn vollständig den Angriffen von Windischgrätz preisgegeben, und wir werden zur Kapitulation gezwungen, wenn uns nicht vorher der Hunger umgebracht hat. Zeigen Sie uns einen Weg, Gräfin, und alles kann noch gut werden."

Dasselbe Thema wurde mit verschiedenen Variationen während des Mittagessens behandelt. Dann zog sich der alte Graf zurück, und Gyon begab sich in das Lager, um nachzusehen, wie seine Truppen versorgt seien. Illona blieb allein und rieb sich verzweifelt die Stirn, um einen Gedanken zu erfassen, der zur Rettung für die ungarische Armee werden sollte. Aber wie wollte sie einen Ausweg finden, wenn selbst Görgei mit seinen Offizieren daran verzweifelte, aus der Falle herauszukommen, in die ihn der österreichische General Schlick durch die Besetzung des Brányiszkapasses gebracht hatte.

Franz v. Erhard saß am Fenster seiner Stadtwohnung in Leutschau, blickte hinaus in das Schneegestöber und beobachtete das Leben und Treiben in den Straßen, in denen sich in ganzen Trupps die ungarischen Soldaten drängten, um ihre kleinen Einkäufe zu machen.

Er sah noch sehr blaß aus. Man konnte auf seinem Gesichte noch die Spuren einer schweren überstandenen Krankheit lesen, die Folge der Verwundung in jenem Duell mit Illona.

Der weiße Arm Illonas, der aus dem Aermel des Attila hervortrat, als sie die Pistole auf ihn anlegte, war das letzte, was er damals deutlich gesehen hatte. Nebelhafte Phantasien aber lebten in seinem Hirn, durch die seine Seele sich nicht hindurchzufinden vermochte. Was war Wahrheit daran? Was war Täuschung?

Aus dem Nebel taucht es weiß auf. Zwei runde weiße Frauenarme. Diese Arme legen sich zärtlich um

seinen Hals. Ein schönes, schmerzbewegtes, thränenüberströmtes Mädchengesicht beugt sich über ihn. Süße Lippen küssen seinen Mund heiß, lange. Und wieder Nebel, Nebel, Nebel!

Und immer wieder taucht aus dem Nebel die schöne Frauengestalt auf. Zeitweise nur in unbestimmten Umrissen — dann wieder ganz deutlich für ihn sichtbar. Es ist ihm, als höre er eine wohlbekannte Frauenstimme in seiner Nähe, eine Stimme, die ihn jetzt noch elektrisiert, obgleich etwas Beängstigendes in seiner Seele beim Klange dieser Stimme auftaucht. Aber auch diese Stimme verschwindet in dem Chaos von wilden, undeutlichen Geräuschen, das ihn zeitweise umgiebt.

Er schlägt die Augen auf. Er befindet sich in seinem Zimmer in Leutschau. Er erkennt die Möbelstücke, sieht die hellen Fenster, die Sonnenstrahlen, die hereinfallen. Wie von einer langen, langen Reise zurückgekehrt, muß er sich in seinem eigenen Heim erst wieder zurechtfinden. Ja, er ist auf einer Reise gewesen, auf der Reise nach dem Jenseits.

Es war bereits Ende Oktober gewesen, als Erhard wieder zur Besinnung kam. Vier Wochen lang hatte seine Bewußtlosigkeit gedauert. Illonas Kugel war dicht neben dem Herzen durch die linke Lunge gegangen. Nur der aufopferndsten Pflege verdankte Erhard sein Leben, seine Wiederherstellung.

Wer hatte ihn gepflegt? Erhard erfuhr es erst im Dezember von Pista, der bis dahin geschwiegen hatte. Illona selbst war die Pflegerin Erhards gewesen. Das excentrische Mädchen versuchte die Wunde, die sie in ihrer Leidenschaftlichkeit geschlagen hatte, wieder zu heilen; sie hatte sich wieder auf ihre Weiblichkeit besonnen.

In den langen Tagen seiner Genesung mußte Erhard immer und immer wieder an das schöne, schmerzbewegte,

thränenüberströmte Mädchengesicht denken, das er in seinen Fieberphantasien vor sich gesehen hatte.

Hatte sie ihn wirklich geküßt? Welches Wohlbehagen durchströmte bei diesem Gedanken seine Seele!

Bis zum Januar hatte sich Erhard dann auf seinem Gute aufgehalten, und seine Kräfte waren wieder erstarkt. Nur die Blässe seines Gesichtes und die gegen sein früheres gesundes Aussehen auffallende Magerkeit erinnerten ihn, wenn er in den Spiegel sah, an seine überstandene Krankheit.

Heute war er wieder einmal nach Leutschau gekommen, um zur Hand zu sein, wenn vielleicht etwas von ihm gefordert würde, seien es Lebensmittel, sei es Fourage. Denn wenn Görgei etwas von dem brauchen konnte, was Erhard ihm anzubieten hatte, so wollte er zur Hand sein. Mehr und mehr war die Teilnahme für die kämpfenden Ungarn, besonders für Görgei, in ihm erwacht, und er wünschte, daß ihre Opfer, ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe von Erfolg gekrönt sein möchten. Trotzdem sah er klar, daß der Kampf für Ungarn aussichtslos war, und wünschte daher nicht nur im eigenen Interesse, sondern in dem des ungarischen Landes eine baldige Beilegung desselben.

Er stand vom Fenster auf und ging an seinen Schreibtisch, breitete die Karte der Umgegend von Leutschau vor sich aus und begann sie eifrig zu studieren. Diese Karte hatte er selbst angefertigt; sie war jedenfalls die beste aller damals existierenden Karten. In dieser Beschäftigung wurde er gestört, indem Pista eintrat und meldete, die Gräfin Illona sei draußen und wünsche ihn dringend zu sprechen.

Erhard befahl, die Dame in das Zimmer zu führen, das für den Empfang von Besuchen eingerichtet war, ordnete noch rasch an seiner Toilette und trat dann äußer-

lich ruhig, aber doch nicht ohne Herzklopfen in das Gemach, in dem ihn Illona an der Thür stehend erwartete.

Er verbeugte sich vor ihr und erwartete ihre Anrede. Die sonst so gewandte Illona schien um Worte in Verlegenheit zu sein. Sie setzte mehrmals zum Sprechen an und befand sich offenbar in einer großen inneren Erregung.

Nach einer peinlichen Pause trat sie plötzlich auf Erhard zu, streckte ihm ihre beiden Hände entgegen und brach in Thränen aus.

„Helfen Sie, helfen Sie der armen ungarischen Armee!“ stieß sie hervor. „Sie sind der einzige, der helfen kann, und ich komme, Sie darum zu bitten, Sie, den Ehrenmann, den edlen Mann, der vergessen wird, was ich ihm in meiner Verblendung angethan habe!“

Dabei versuchte sie, sich vor Erhard auf die Kniee zu werfen, was dieser aber verhinderte. Er hatte ihr den linken Arm um den Leib gelegt und hielt sie fest, und Illona legte schluchzend ihren Kopf an seine Schulter.

Erhard stand regungslos und wartete, bis sich Illona einigermaßen beruhigt hatte. Als sie sich, plötzlich aufschreckend, seinem Arm entwand, geleitete er sie zu einem Sessel und sagte, zum erstenmal das Wort nehmend:

„Verfügen Sie über mich, Komtesse; was ich thun kann, werde ich thun.“

„Es führt ein Weg durch die Brányiszka neben dem Paß vorbei. Diesen Weg kennen Sie genau, Sie sind ihn bei Ihren Wolfsjagden gegangen, Sie sind in der Brányiszka zu Hause wie kein anderer. Sie haben mich einst geliebt — Franz, führen Sie unsere Leute über die Brányiszka und ich bin die Ihre.“

Aengstlich sah Illona den Mann an, der sich tief über ihre Hände gebeugt hatte und — schwieg. Ihr Herz krampfte sich einen Augenblick zusammen, wenn sie daran dachte, welcher Demütigung sie ausgesetzt war, falls er den

Preis ausschlug, den sie ihm geboten hatte, wenn er es verschmähte, durch seine Hilfe für die eingeschlossenen Truppen sie zu erwerben.

Ohne aufzusehen küßte Erhard die Hände Illonas und sagte dann in ruhigem Tone: „Verfügen Sie über mich; ich will Ihren Wunsch erfüllen, soweit es in Menschenkräften steht. Ja, es giebt einen Weg über das Gebirge, und in der That bin ich als gedienter Soldat der einzige hier, welcher weiß, wie man über diesen Weg eine Truppenabteilung führen kann. Verfügen Sie über mich, Gräfin."

Illona atmete tief auf. Ihre Bitte wurde erfüllt, aber die Antwort, die ihr Erhard erteilt hatte, war doch ganz anders, als sie es sich gedacht. Sie persönlich hatte eine Niederlage erlitten. Daran war gar kein Zweifel. Doch das Vaterland stand jetzt höher, als die Person der Patriotin.

„Kommen Sie mit mir zu General Gyon," bat sie; „er liegt bei uns in Quartier. Mit ihm können Sie das Nötige verabreden. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

Erhard verbeugte sich, half dann Illona ihren Mantel anlegen, schlüpfte selbst in seinen Pelz, und kurze Zeit darauf schritt er an ihrer Seite dem Hause des Grafen Farkas zu, um sich dem General Gyon zur Verfügung zu stellen.

Auf diesem fast eine Viertelstunde dauernden Weg wurde zwischen Franz und Illona nicht ein Wort gewechselt.

4.

Zimbel und Geige ließen feurige Weisen erklingen. Im Görgeischen Lager gab es stets eine Anzahl von Zigeunerkapellen. Ohne Zigeunermusik ist dem Ungarn nicht wohl. Eine dieser Zigeunerkapellen spielte im großen Saale des Adelskasinos zu Leutschau zum Tanze auf.

In den Räumlichkeiten des Kasinos drängten sich die

Gäste, sowie die zahlreichen Offiziere Görgeis. Der General befand sich in einem Nebenzimmer mit Erhard allein.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, mein Herr," sagte Görgei, indem er Erhard forschend ansah. „Die Gräfin Farkas, eine begeisterte Patriotin, hat mir mitgeteilt, daß Sie uns einen unschätzbaren Dienst leisten wollen. Ich lege das Geschick meines Heeres, speziell das der vier Honvedbataillone, die Ihren Plan ausführen sollen, vertrauensvoll in Ihre Hände. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr! Ich vertraue Ihnen. Führen Sie diese vier Bataillone in den Rücken der Oesterreicher, damit sie gezwungen sind, den Paß zu räumen und ich ihn dann mit dem Heere überschreiten kann."

„Ich werde mein Bestes thun, Herr General."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen von Herzen. Sie retten uns, ganz Ungarn aus großer Not. Die Hoffnung meiner Armee, die Hoffnung der ganzen Nation geht mit Ihnen!"

Noch einmal schüttelte Görgei Erhard lebhaft die Hände, dann verneigte sich dieser und ging hinaus.

Er zog in der Garderobe den verschnürten, kurzen Reitpelz an und wollte soeben die Treppe hinuntereilen, als er das Rauschen eines Kleides neben sich hörte.

Illona stand in Balltoilette neben ihm. Sie erschien ihm schöner als je. Ihre Augen schimmerten feucht, um ihre halbgeöffneten Lippen spielte wieder das entzückende Lächeln, das Erhard an jenem Abend im Kasino so begeistert hatte, kurz bevor die Katastrophe kam.

„Gehen Sie mit Gott!" sagte Illona, und ihre Stimme zitterte. Sie reichte Erhard die Hand, und als dieser die seine hineinlegte, zog sie sie plötzlich an ihre Lippen und verschwand so schnell, als sie gekommen war.

Mit klopfendem Herzen stieg Erhard die Treppe hinunter. Ein Sturm von Gefühlen umtobte ihn. Er warf sich

unten auf das Pferd, das sein Diener bereit hielt, und jagte zum westlichen Ausgang der Stadt. In seinem Herzen und Kopf war ein Aufruhr, der ihn fast der Besinnung beraubte.

Ein „Halt! Werda!“ in ungarischer Sprache gebot ihm Stillstand. Er hielt vor einer Gruppe berittener Offiziere: General Gyon mit seinem Stabe. Eine kurze Begrüßung erfolgte, dann setzten sich die Reiter mit Erhard in Marsch und erreichten in wenigen Minuten eine dunkle Masse, die zur Linken der Straße stand. Es waren die vier Bataillone Honveds, das heißt ungarischer Landwehr, Kriegsfreiwilliger, die bestimmt waren, den Uebergang über die Brányiszka auszuführen.

Halblaute Kommandorufe setzten die dunkle Masse in Bewegung. Der Marsch ging auf den Gebirgspaß zu. Niemand in Leutschau, ja nicht einmal die übrigen Truppen im Lager wußten von dem Unternehmen, das sich unter dem Schutze der Nacht vollzog.

Gyon ritt mit Erhard an der Spitze des Zuges. Er wies hinter sich und sagte: „Vortreffliches Menschenmaterial, ganz für unsere Zwecke geeignet. Es sind Leute, die vor wenigen Tagen vor den Kaiserlichen geflohen sind.“

Erhard stutzte. „Sollten das wirklich die besten Leute für ein so schwieriges Unternehmen sein, Herr General?“

„O gewiß, der Oberfeldherr weiß, was er von seinen Ungarn zu halten hat. Die Bataillone sind voll Scham darüber, daß sie vor den Oesterreichern gewichen sind, und werden sich heute schlagen wie die Helden; heute gehen sie um keinen Preis zurück. Nicht umsonst hat der Oberfeldherr gerade diese Truppen für das Unternehmen bestimmt.“

Lange ging der Marsch durch die Nacht. Der Wind, der den ganzen Tag geweht hatte, steigerte sich zum Sturm. Es begann Schnee zu fallen, und der Sturm jagte die

Schneeflocken wild durcheinander. Selbst Erhard sank der Mut, wenn er daran dachte, daß er in dem Schneetreiben, in dem er kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, die Truppen über die Brányiszka führen sollte.

Gegen neun Uhr abends war das Dorf am Fuße der Brányiszka erreicht. Rechts führte die hier noch breite Straße zum Paß hinauf, die Straße nach Eperies. Diesen Weg nahmen drei Bataillone, nachdem Gyon noch einmal eine kernige Ansprache an sie gehalten und ihnen erklärt hatte, daß der Obergeneral ihnen Gelegenheit geben wolle, sich wieder ehrlich zu machen.

„Ihr müßt stürmen," schloß er seine Rede, „ununterbrochen stürmen! Wenn ihr zwanzigmal zurückgeworfen werdet, müßt ihr zum einundzwanzigstenmal stürmen. Das Schneetreiben begünstigt euch. Ihr werdet euch fast unbemerkt den Barrikaden nähern können, welche die Oesterreicher im Paß errichtet haben."

Der General rief noch einmal die Offiziere zusammen, denen der Sturm auf die Befestigungen des Generals Schlick anbefohlen war. Dann ließ er die drei Bataillone abmarschieren.

Jedes laute Sprechen, jedes unnütze Geräusch war bei schwerster Strafe verboten. Die Oesterreicher erwarteten gewiß nicht, in dieser Nacht im Paß angegriffen zu werden. Ein solches Unternehmen war eigentlich Wahnsinn und hätte gar keine Aussicht auf Erfolg gehabt. Der Angriff wurde auch nur deshalb unternommen, um die Oesterreicher zu beschäftigen und die Umgehung zu verheimlichen.

Nachdem die Kolonne, die auf der Straße nach Eperies vorging, im Schneetreiben verschwunden war, wendete sich General Gyon an das Bataillon.

„Ihr seit die ersten gewesen," erklärte er, „welche vor drei Tagen dem Feinde den Rücken zeigten. Ihr habt das Signal zur Flucht gegeben. Eurem Beispiele folgend,

haben sich die Kameraden, die dort marschieren, verleiten lassen, ebenfalls zu fliehen. Und ihr wollt Ungarn sein! Ewige Schande über euch, wenn ihr nicht die Gelegenheit wahrnehmt, zu zeigen, daß nur ein Augenblick der Schwäche es war, in dem ihr floht. Auch ein Held kann einen Augenblick der Schwäche haben, aber er muß durch neue Thaten beweisen, daß es sich eben nur um einen Augenblick handelte. Durch die Güte des Oberfeldherrn ist euch Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß ihr nicht Memmen, sondern mutige Männer seid. Das Wohl und Wehe, die Rettung der Armee ist von dem abhängig, was ihr jetzt thun werdet. Das Vaterland wird euch dankbar sein, das Vaterland wird euch als Helden preisen oder euch als erbärmlichen Feiglingen fluchen, euch ausstoßen, je nachdem ihr euch jetzt benehmt. Vorwärts für das Vaterland!"

Ein donnerndes „Eljen!" antwortete. Die Rohre der leichten Feldgeschütze wurden zunächst aus den Lagern gehoben und mit Stricken so umwunden, daß zwölf Mann ein Rohr an den Enden der Stricke ziehen konnten. Man nahm die Lafetten auseinander, und Räder und Lafettenstücke, sowie Munition wurden auf die Mannschaften verteilt. In weniger als einer halben Stunde war alles marschfertig.

Erhard trat an die Spitze und zeigte den Weg, der in die Schluchten der Brányiszka hineinführte. Das Schneegestöber hörte zum Glück auf, und der frischgefallene Schnee leuchtete, so daß man ziemlich weit sehen konnte. Aber der Sturm heulte immer ärger, je höher man am Berge emporkam, und drohte die Leute herunterzufegen. Erhard aber dankte dem Himmel, daß das Schneetreiben aufhörte, denn nun war er sicher, den Weg nicht zu verfehlen.

Erhard hatte dem General Gyon versprochen, man würde ungefähr um Mitternacht auf der Höhe der Brá-

nyiszka sein, so daß die Geschütze sich im Rücken der Oesterreicher befänden und in den Paß hinunterfeuern könnten. Es kam nur darauf an, daß die Mannschaften es aushielten.

Nach dem ersten halbstündigen Marsche wurde ein wenig gerastet. Der Sturm brachte stoßweise dumpfes rollendes Geräusch von rechts seitwärts herüber: es war das Getöse des Gefechtes, das sich im Engpaß zwischen den stürmenden Ungarn und der kaiserlichen Besatzung entwickelte.

Die zweite halbe Stunde des Marsches in den unwegsamen Bergen war noch viel schlimmer, als die erste. Bisher war es bergauf gegangen, jetzt ging es eine Zeitlang bergab bis zu einer zweiten Gebirgsstufe, und die schweren Kanonenrohre waren, da sie mit ihrer Last nach vorn zogen, beim Bergabschreiten von den Mannschaften kaum zu halten. Und wieder ging es alsdann bergauf, schroff und steil. Es blieb nichts anderes übrig: man mußte die Hälfte der Geschütze an dieser Stelle zurücklassen und froh sein, die andere Hälfte auf die klippenartigen Felsen des Gebirgsstockes emporzuziehen. Dort oben erreichte man nun ein Plateau, auf dem man dann fast eine Viertelstunde lang gut marschieren konnte. Dann kam wieder ein Abstieg und dann der letzte, aber auch schlimmste Aufstieg.

Es gehörte übermenschliche Zähigkeit der schon ermüdeten Truppe dazu, um die auseinander genommenen Kanonen dort hinaufzubringen. Aber es bedurfte nicht des Anfeuerns der Offiziere, nicht der mahnenden Worte des Generals. Die Honveds, die sich bei Iglo so schlecht geschlagen hatten, wollten hier zeigen, was sie leisten konnten, und sie leisteten das Höchste.

Als sämtliche Geschütze oben waren, mußte Gyon den erschöpften Leuten eine Viertelstunde Rast gewähren. Noch

immer hörte man deutlich das Getöse des Gefechtes, das im Paß stattfand. Das Geräusch desselben hätte den Oesterreichern auch das Herannahen der Kolonnen verborgen, welche über die Berge gingen, selbst wenn sie es für möglich gehalten hätten, daß eine Truppe mit Geschützen diesen Weg nehme.

— — — — — — — — — — — —

Die Vorhut der drei Honvedbataillone, die auf der Straße von Eperies auf den Paß losgingen, marschierte mit allen Vorsichtsmaßregeln und hatte weit voraus einige Patrouillen geschickt, welche sich im Schneetreiben den österreichischen Vorposten, die vor der ersten Verbarrikadierung gegen Leutschau standen, ziemlich dicht nähern konnten. Als die Meldung von vorn zurückkam, daß die Vorposten der Oesterreicher erreicht seien, machte der Vortrupp Halt, und das Gros rückte so lautlos wie möglich heran. Der frisch gefallene Schnee dämpfte die Schritte, und so wurde es möglich, daß die Vorposten der Oesterreicher fast überrannt und zu eiliger Flucht gezwungen wurden, nachdem sie nur einige Schüsse hatten abgeben können.

Diese Schüsse aber genügten, um die Besatzung hinter den Barrikaden zu alarmieren. Die Honveds wußten ebensogut wie die Offiziere, daß viel davon abhing, wenn sie möglichst rasch in die Verbarrikadierung hineinkamen. Sie setzten sich in Laufschritt und warfen sich mit donnernden Eljenrufen auf die erste Verbarrikadierung. Aber die Oesterreicher hielten gute Wacht; ein mörderisches Feuer empfing die Ungarn. Sie beachteten dasselbe nicht und stürmten weiter vorwärts. Als aber aus einigen höher gelegenen Positionen Kartätschenfeuer in die kompakte Masse der Stürmenden gegeben wurde, mußten diese zurück und die nächsten schützenden Felsenvorsprünge der sich durch den Paß windenden Straße aufsuchen. Das

Gefecht wurde jedoch keinen Augenblick unterbrochen. Wenn sich auch der Haupttrupp ein wenig zurückzog, so gaben doch die Schützen, die hinter den Felsvorsprüngen oder in Vertiefungen Deckung gesucht hatten, ununterbrochen Feuer auf die Stellung der Oesterreicher. Die Schützen, die versteckt lagen, erhielten mehr und mehr Verstärkung durch Plänkler. Rascher hintereinander fielen die Schüsse, welche von den Oesterreichern beantwortet wurden. Ein Zielen war auf beiden Seiten nicht gut möglich. Man mußte sich nach dem Aufleuchten der Schüsse richten, und wahrscheinlich trafen sehr wenige von den Kugeln auf beiden Seiten.

Wieder stürmten die Honvedbataillone heran. Sie kamen diesmal bis dicht an die Barrikaden und konnten sogar eine, wie es schien, sehr wirkungsvolle Salve auf die feindliche Mannschaft abgeben. Aber wieder mußten sie zurück.

Es war ein wahnsinniges Ringen der ungarischen Bataillone gegen einen nicht zu überwindenden Gegner. General Schlick mußte glauben, Görgei habe den Verstand verloren oder die Ungarn seien vollständig verzweifelt und wollten vor seinen Barrikaden sterben, ehe sie sich ihm ergaben. Er konnte die Stürme aushalten, denn eine große Truppenmacht stand zu seiner Verfügung. Dieselbe lag zwar nicht im Paß, sondern weiter unten auf Eperies zu, aber er konnte jederzeit Reserven und Verstärkungen heranziehen, wenn es den Ungarn gelingen sollte, die Truppen in der Verteidigungsstellung zu dezimieren und zu ermüden. Daß er zum Rückzug gezwungen werden könne, fürchtete er nicht. Seine Stellung in dem engen Paß war von der Front her nicht zu nehmen.

5.

Im Adelskasino zu Leutschau war der Ball im vollen Gange. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß sich draußen

das Schicksal der ungarischen Armee und Nation entschied. Ja, es handelte sich um die ganze Nation, denn wenn die Armee Görgeis gefangen genommen wurde, hatte Ungarn den Hauptteil des Heeres verloren, und die Revolution wurde in wenigen Tagen von den Oesterreichern niedergeschlagen. Ein fernerer Widerstand war dann kaum noch möglich.

In einer Fensternische stand Illona und lauschte mit verhaltenem Atem hinaus in die Nacht. Sie konnte nichts hören, denn die meilenweite Entfernung und der Sturm hätten selbst starken Kanonendonner nicht vernehmen lassen.

Eine fieberhafte Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt. Sie zitterte vor Aufregung. Sie zitterte für das Vaterland, für die Armee, auf welcher die Rettung des Vaterlandes beruhte, sie zitterte aber noch um etwas anderes.

Ihr widerspenstiges Herz wollte es nur nicht zugestehen, dieses Herz, das so gern nach Impulsen handelte, das sich aber gegen die Ueberwältigung durch die Liebe sträubte bis auf das äußerste.

Illona zitterte für Erhard.

Sie hatte ihn angestiftet, das Unternehmen zu wagen. Sich selbst hatte sie ihm als Preis geboten. Wenn er verunglückte in den fürchterlichen Schluchten der Brányiszka, im Schneesturm in der Nacht?! ...

Illona fühlte, wie sie schauderte. Es packte sie wie Fieberfrost. Und wieder kam die heiße Reue über sie, die sie an seinem Krankenbett empfunden, die ihr die Thränen ausgepreßt, sie gezwungen hatte, ihn zu küssen, ihn, den sie hassen wollte, verachten.

General Görgei stand plötzlich neben ihr.

„Wie, Komtesse," fragte er, „Sie wollen uns schädigen? Sie sind in das Lager unserer Feinde übergegangen?"

„Ich?" fragte erstaunt Illona.

„Gewiß Sie, Komtesse! Welch trauriges Gesicht machen

Sie. Fort mit der Traurigkeit, um des Himmels willen fort damit! Traurigkeit steckt an, besonders in einem solch kritischen Momente wie dem jetzigen. Man weiß, daß Sie wichtige Geheimnisse kennen. Sie dürfen kein trauriges, kein ängstliches Gesicht machen, oder Sie führen eine Panik unter Ihren Freunden und schließlich unter meinen Offizieren herbei!"

„Wie steht es draußen, Herr General?" fragte Illona, die sich zwang, ein heiteres Gesicht zu machen.

„Gut, Komtesse. Ich sage gut, denn ich habe keine schlechten Nachrichten, und das ist immer im Felde ein Vorteil. Man muß Optimist sein als Soldat, besonders als General. Ich bin guten Mutes, Komtesse, und hoffe, wir feiern heute noch beide einen Triumph."

Ein Offizier, an dessen bereiftem Bart man sehen konnte, daß er längere Zeit im Freien gewesen war, trat in den Ballsaal und sah sich forschend um. Görgei trat aus der Fensternische heraus und nickte ihm zu. Es war ein Ordonnanzoffizier Gyons, welcher meldete, daß die Oesterreicher wachsam gewesen seien, und daß schon der erste Sturm der Honveds auf den Paß an der Bránџiszka abgeschlagen sei.

„Gut, gut," erklärte Görgei, „selbstverständlich wird der Angriff abgeschlagen werden. Aber die Burschen müssen immer wieder stürmen und die Oesterreicher beschäftigen, damit diese nicht auf den Gedanken kommen, es könne jemand ihnen in den Rücken fallen. Wann geht der Nachschub ab?"

„Der Nachschub wird in spätestens einer Viertelstunde abrücken. Es sind vier Bataillone Honveds, die nach dem Befehl des Herrn Generals nach dem Paß im Brányiszkagebirge abrücken, um die Stürmenden zu verstärken. Außerdem haben sie am Eingang zum Paß noch besondere Instruktionen zu erhalten."

„Sehen Sie zu, daß der Abmarsch pünktlich erfolgt, und machen Sie mir dann Meldung.“

Der Ordonnanzoffizier entfernte sich mit einer Verbeugung, und Ilona wendete sich wieder an den General.

„Wird dieser vergebliche, wiederholte Sturm auf die österreichischen Stellungen nicht sehr viele Menschenleben kosten?“ fragte sie.

Görgei zuckte die Achseln. „Ein Krieg kostet immer Menschenleben, Komtesse, und in der verzweifelten Lage, in der wir uns befinden, kann es auf ein paar hundert Menschenleben mehr oder weniger nicht ankommen.“

Ilona zuckte zusammen. Sie dachte an das eine Menschenleben, um das sie bangte. Was war dieses eine Menschenleben, wenn Hunderte geopfert wurden!

„Sie müssen mir einen Gefallen thun, Komtesse!“ fuhr Görgei fort. „Geben Sie mir die Ehre eines Tanzes. Man hat den Ordonnanzoffizier gesehen, man weiß, daß ich Meldungen erhalten habe. Hunderte von Augen beobachten jetzt mein Gesicht. Gestatten Sie mir, mit Ihnen wenigstens eine Viertelstunde lang ein recht heiteres Gespräch zu führen. Sie glauben nicht, wie das auf meine Offiziere und indirekt auch auf meine Mannschaften wirkt, wenn es heißt: der General ist heiter und guter Dinge. Er scherzt mit schönen Frauen, er tanzt; unsere Sache muß gut stehen. Damit beugen wir wieder der Ansteckungsgefahr der Furcht ein wenig vor.“

Die Zigeuner spielten einen Tanz des damals sehr beliebten und berühmten Komponisten Franz Erkel, und Görgei trat mit Komtesse Ilona zum Tanz an. Ihre Füße wollten kaum von der Stelle. Die furchtbare Angst in ihr wuchs und wuchs.

Ahnte ihr Herz, was soeben geschehen? Hörten ihre Ohren durch die rauschenden Klänge der Tanzmusik hindurch den Todesschrei der Verlorenen? — — —

Die Höhe des Gebirges war überstiegen. Jetzt ging es bergab der Stelle zu, auf welcher nach der Angabe Erhards die Geschütze aufgestellt und die den Paß verteidigenden Oesterreicher im Rücken beschossen werden konnten. Die Stellung, in welche die Geschütze gebracht wurden, war vom Paß her unangreifbar. Die Oesterreicher mußten sich zurückziehen, und der Weg nach Eperies war frei.

Erhard schritt langsam, mehr kletternd als gehend, bergab, um den zu Tode erschöpften Soldaten den Weg über die beschneiten Felsen zu zeigen. Dicht hinter ihm stöhnten ein Dutzend Honveds an einem Geschützrohr, das ihren Händen zu entwischen und bergab zu stürzen drohte.

Plötzlich ein Angstruf! Die Stricke, die um das Geschützrohr geschlungen waren, rissen. Mit vernichtender Gewalt stürzte das schwere Geschützrohr herab, vier der Honveds mit sich reißend. Im Sturz suchte einer der Unglücklichen nach einem Halt, er faßte mit verzweifelter Kraft Erhard und riß ihn ebenfalls mit.

Ein fünffacher Todesschrei, Geschützrohr und Menschen sind in den Abgrund gestürzt!

Man hört noch das dumpfe Aufschlagen von Körpern, dann wird alles still!

6.

Graf Farkas stand neben General Görgei und wies auf die Gesellschaft.

„Es ist alles, was vom Adel in der Umgegend ist, hier vertreten, selbst die Familien, die man als Kaiserliche betrachtet und die nicht zu uns halten, weil sie Söhne, Vettern und andere Angehörige in der kaiserlichen Armee haben."

„Viel Ehre, die man uns anthut," sagte Görgei,

„wir können stolz sein auf die moralische Eroberung, die wir hier gemacht haben.“

„Diese Eroberung, Herr General, geht auf Ihre Rechnung,“ erklärte Graf Farkas, „selbst Ihre Feinde sehen in Ihnen den tapferen Edelmann und Soldaten und wissen die Ehre zu schätzen, in Ihrer Gesellschaft einen Abend zu verbringen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdigen Worte, aber ich wünschte lebhaft, es bliebe nicht bei moralischen Eroberungen, sondern wir kämen bald zu recht praktischen. Es ist die höchste Zeit, daß irgend etwas geschieht. Noch ist für Ungarn nichts verloren, und glückt uns der Schlag heute nacht, dann wird sich hoffentlich das Blatt wenden.“

„Und gedenken Sie jenseits der Theiß Halt zu machen, Herr General?“

„Ich kann Ihnen vorläufig nur sagen, ich weiß selbst nicht, was ich thun werde. Es hängt alles davon ab, welche Nachrichten ich vom General Klapka erhalte. Steht es gut mit ihm, dann werde ich versuchen, den Feldmarschallieutenant Schlick zwischen zwei Feuer zu bringen und Windischgrätz, der über Preßburg vorrückt, in offenem Felde entgegenzutreten. Steht es aber mit Klapka schlecht, dann komme ich zwischen zwei Feuer, und zwar zwischen Windischgrätz und Schlick, und muß machen, daß ich über die Theiß zurückkomme.“

„Den Oesterreichern hat der Winter bisher sehr übel mitgespielt,“ mischte sich jetzt einer der Magnaten aus der Umgegend in das Gespräch. „Sie werden nicht viel gegen Sie ausrichten, Herr General, ihre halbe Armee hat erfrorene Füße und kann kaum von der Stelle. Ich glaube allerdings, auch unsere Soldaten leiden sehr durch die Kälte, und es wäre besser, sie ständen hinter der Theiß.“

„Sehr richtig,“ erklärte Görgei. Dann wandte er sich kurz ab, weil er mit dem Magnaten, der nicht in das

Unternehmen eingeweiht war, nicht weiter über die Angelegenheit sprechen wollte.

— — — — — — — — — — — —

„Vorwärts, vorwärts, Kameraden!" gellt der Ruf. Zum vierzehntenmal stürmen die Honvedbataillone den Brányiszkapaß*). Zum vierzehntenmal gehen die Honveds in den Tod.

Und wieder müssen die dezimierten Mannschaften zurück. Aber nur einen Augenblick verschnaufen sie vom rasenden Anlauf. Sie wissen, es naht Ablösung und Verstärkung, und gerade bevor diese ankommt, möchten die Tapferen die Verschanzungen nehmen. „Vorwärts, vorwärts!" Bis auf die Barrikaden hinauf dringen einige von ihnen. Aber sie werden heruntergeschossen und heruntergestochen.

Ein winziges Häuflein kommt in die Deckung zurück. Aber da ist die Ablösung, und es ist die höchste Zeit, daß sie kam. Es ist nach Mitternacht.

Im Brányiszkapaß hat das Gefecht an Heftigkeit nachgelassen. Nur das Plänklerfeuer knattert ununterbrochen von beiden Seiten. Die Sturmangriffe haben aufgehört, die Offiziere der frischen Truppen sparen die Kräfte ihrer Mannschaften für die Entscheidung auf.

Blutgerötet ist im Paß allenthalben der Schnee. Von seiner weißen Fläche heben sich die dunklen regungslosen Körper der Gefallenen ab. Durch das Einzelfeuer hindurch hört man Stöhnen und Jammern. Das sind die Verwundeten, die Sterbenden, um die man sich nicht kümmern kann in diesem Augenblicke.

— — — — — — — — — — — —

Es ist schon nach ein Uhr nachts, noch immer sitzen in Leutschau im Adelskasino die Ballgäste an der Tafel.

*) Historisch.

Seit zwölf Uhr nachts speist man. Alle Welt ist erwartungsvoll wegen des Trinkspruchs, den General Görgei ausbringen muß. Man erwartet von ihm wichtige Mitteilungen über die Lage. Die Speisen sind schon abgetragen, jetzt sitzt man beim feurigen Ungarwein. Die junge Welt ist gespannt auf den Schluß der Tafel, damit der Tanz wieder in sein Recht tritt, und die Aelteren sehnen sich nach einer Ermutigung, nach einer beruhigenden Aeußerung des Heerführers, die sie mit weniger Bangen den kommenden Stunden entgegensehen lassen würde.

Aber Görgei scheint an nichts anderes zu denken, als an die lebhafte Unterhaltung mit seinem Gegenüber und seinen Nachbarn. Besonders seine Tischdame, die Komtesse Illona, zieht er in die Unterhaltung. Sein Gesicht sieht zuversichtlich und heiter aus, seine Wangen glühen. Aber die Worte, die er Illona zuflüstert, sind nicht lustig.

„Keine Nachricht seit zehn Uhr!“ sagte er. „Die Sache geht schief, Komtesse!“

Illona seufzte tief auf. Auch sie hatte keine Hoffnung.

Görgei blickt verstohlen nach der Uhr. „Noch zehn Minuten will ich warten,“ sagt er, „obgleich das ganz zwecklos ist. Dann bringe ich einen Toast auf die Damen aus. Der kommt mir wenigstens aus dem Herzen. Mut, Komtesse! Sie sehen leichenblaß aus und sollen heiter sein, scherzen und lachen.“

„Ich kann nicht mehr, meine Kräfte sind erschöpft! Außerdem würde meine Heiterkeit nichts mehr helfen. Empfinden Sie nicht das furchtbare Schweigen, das sich über der Gesellschaft lagert?“

„Das ist die Angst, die umgeht. Aber Sie haben recht, dieses Schweigen muß gebrochen werden! Hole der Teufel das Warten!“

Görgei springt auf vom Sitz, schlägt an das Glas, und Totenstille tritt im Saale ein.

„Meine Herren und Damen!“ beginnt Görgei, etwas langsam, als wäre er noch nicht sicher, was er sagen soll. „Meine Herren und Damen, Freunde, Patrioten! In dieser Stunde“ — er unterbricht plötzlich seine Rede und starrt nach der Thür, alle Blicke wenden sich dorthin. Da steht die Gestalt eines Offiziers, den Kopf umwunden mit blutigem Tuch.

Görgei eilt ihm entgegen, und der Offizier erstattet im Flüstertone eine Meldung und übergiebt ein zusammengefaltetes Papier.

Mit einem Sprunge ist Görgei wieder auf seinem Platze, er ergreift sein Glas, mit Donnerstimme ruft er es in die Versammlung: „Meine Truppen haben den Brányiszkapaß soeben gestürmt! Schlick ist auf dem Rückzug begriffen, der Weg nach Eperies ist frei! Eljen meine brave Armee!“

Die Wichtigkeit der Nachricht scheint die Anwesenden fast zu lähmen, denn lautlose Stille folgt auf die Worte des Generals. Aber nur für einen Augenblick, dann bricht ein orkanartiger Jubel aus. Die Säbel der Offiziere und der Edelleute fliegen aus den Scheiden. „Eljen Ungarn! Eljen die Armee!“ Die Zigeuner intonieren die elektrisierenden Klänge des Rakoczimarsches. General Görgei wird von allen Seiten beglückwünscht. Freunde und Fremde umarmen und küssen sich.

7.

Noch in selbiger Nacht zog General Görgei mit dem Heere ab. Komtesse Illona aber erhielt am anderen Morgen folgendes Schreiben.

„Fast hätten Sie den Herrn, der auf Ihre Veranlassung unser Führer durch die Brányiszka geworden ist, nicht wiedergesehen, teuerste Komtesse. Sein Leben hat, wenn auch nicht an einem Haare, so doch an einer Strauch-

wurzel gehangen. Ein Geschützrohr stürzte ab und riß uns vier Soldaten, aber auch unseren wackeren Führer in die Tiefe. Im Fallen gelang es ihm noch, einen Strauch zu erfassen und sich an diesem festzuhalten. Ein Glück, daß die zähe Wurzel nicht nachgab. Mit Mühe und Not zogen wir Herrn v. Erhard empor. Außer einigen Hautabschürfungen hat er keinen Schaden gelitten. Was aus uns geworden wäre, hätten wir unseren unersetzlichen Führer verloren, weiß ich nicht. Wir befanden uns im schlimmsten Teile des Gebirges, und niemand wußte einen Schritt weiter vorwärts. Zum mindesten hätten wir unsere Aufgabe nicht lösen können. Nun ist alles glücklich abgelaufen. Gott war mit uns! Ihm sei Dank! Die Ehre aber gebührt unserem Führer und Ihnen, die ihn uns verschaffte. Eljen die Komtesse Illona Farkas, Ungarns größte Patriotin!

Ihr ergebener

General Gyon."

So hatte ihre böse Ahnung sie doch nicht betrogen. In Lebensgefahr hatte sich der geliebte Mann befunden, und nur wie durch ein Wunder war er gerettet worden.

Wo blieb er nur? Warum kam er nicht, um sich den versprochenen Lohn zu holen? Hatte er gar keine Sehnsucht nach ihr, nach der Frau, die der Preis seiner Heldenhaftigkeit sein wollte?

Wie? Wollte er sie gar verschmähen? Das wäre eine furchtbare Rache gewesen, die er an ihr genommen hätte! Illona glaubte vergehen zu müssen bei diesem Gedanken.

Und der Vormittag und der Mittag vergingen. Illona hatte erwartet, daß Erhard wenigstens einige Zeilen senden würde, wenn er selbst nicht kommen konnte. Aber nichts, gar nichts! Sie saß in ihrem Zimmer und weinte bittere Thränen, Thränen, wie sie nur das verschmähte, tief gedemütigte, unglücklich liebende Weib weinen kann.

Gegen drei Uhr erhielt sie endlich einen Brief. Er war von Erhard und lautete:

„Teuerste Komtesse!

Ich sende Ihnen diese Zeilen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Morgen gehe ich auf mein Gut nach Schlesien. Ich will mich den Lobsprüchen entziehen, die man mir spenden wird und deren ich nicht bedarf. Mir genügt es, heldenmütige Leute gerettet und Ihren Wunsch erfüllt zu haben.

Sie haben mir einen herrlichen Preis in Aussicht gestellt: Ihre Hand. Ich liebe Sie, Illona, aus tiefstem Herzen, aber weil ich Sie liebe, kann ich den Preis nicht einfordern, den Sie mir in Ihrer patriotischen Aufwallung geboten haben. Es wäre unedel von mir, wollte ich Sie beim Worte nehmen. Ich will Ungarn meiden, bis dieser unselige Krieg zu Ende ist. Sie sind bis dahin frei und haben mir gegenüber keine Verpflichtungen. Sind Sie nach dem Kriege noch ebenso gesinnt, wie jetzt, so will ich bei meiner Rückkehr abermals um Ihre Liebe werben. Leben Sie wohl! Ihr

Franz v. Erhard."

Der Reitknecht Erhards brachte sofort eine Antwort mit, und Erhard griff nach derselben mit einer solch fieberhaften Hast, daß man fast glauben konnte, er habe sie erwartet. Sie lautete:

„Teuerster Freund!

Welche Egoisten seid doch ihr Männer! Ihr verlasset uns arme Frauen, ohne daran zu denken, daß wir euch auch ein wenig oder vielleicht recht sehr lieben könnten und tiefen Schmerz über euer Fortgehen empfinden müßten. Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen. Die Sitte verlangt es, daß der Mann um das Weib wirbt und nicht umgekehrt. Aber eine Bitte habe ich noch an Sie. Ich möchte Sie vor Ihrer Abreise noch einmal sehen, in Ge-

sellschaft sehen, wo Sie sich mir gegenüber keinen Zwang aufzuerlegen haben. Wenn Sie mich wirklich lieben, so kommen Sie heute abend nur auf fünf Minuten zu dem Siegesfest, das im Adelskasino gefeiert wird. Ich erwarte Sie ganz bestimmt und bitte Sie aus tiefstem Herzen, zu kommen. Ilona."

— — — — — — — — — — — — —

Ilona strahlte in Schönheit und Liebreiz. Sie hatte sich aber auch den besten Platz im Ballsaal ausgesucht: sie stand unter dem Kronleuchter, so daß sein volles Licht auf sie fiel und ihre Schönheit vollständig zur Geltung kam. Jedermann im Saal mußte sie an dieser Stelle sehen.

Es schien ihr auch etwas ganz Besonderes an diesem Platze zu liegen, denn sie verließ denselben nicht und versammelte hier um sich fast alle anwesenden Gäste.

Der Abend war schon bis zur neunten Stunde gekommen. Da öffnete sich die Thür, und Franz v. Erhard trat ein. Laute Eljenrufe empfingen ihn.

Wie betäubt blieb er einen Augenblick stehen. Seine Augen suchten Ilona. Plötzlich geschah etwas Unerwartetes, etwas ganz Ungeheuerliches. Ilona ging Erhard entgegen und warf sich wortlos an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Die ganze Gesellschaft war einen Augenblick starr vor Ueberraschung, dann brachen aufs neue die Eljenrufe aus.

„Du thörichter Mann," flüsterte Ilona dem Geliebten zu, „glaubst du nun, daß ich dich liebe? Weise mich jetzt zurück, mache mich unmöglich, wenn du willst!"

Mit dem süßesten Lächeln hielt sie ihm noch einmal ihren Mund zum Kusse hin, und alles drängte sich jubelnd um die beiden, ihnen Glück zu wünschen.

Der Marsch Görgeis nach Eperies war der Beginn eines Siegeszuges, durch den der General ganz Ungarn

frei machte und selbst die Landeshauptstädte Ofen und Pest wieder eroberte. Ungarn und Görgei standen auf dem Gipfel ihres Ruhmes, sie errangen sich die Anerkennung der ganzen Welt.

Differenzen zwischen den Heerführern und der ungarischen Nationalregierung führten dann zu falschen Maßregeln. Die Erfolge gingen zum Teil verloren, und die russische Hilfe, die Oesterreich erbat und erhielt, setzte der ungarischen Freiheit ein Ende.

Bei Villagos mußte Görgei mit dem Rest der ungarischen Armee vor den Russen die Waffen strecken.

Jahrzehntelang wurde Görgei selbst von seinen Landsleuten beschuldigt, ein Verräter zu sein, bis sich in neuester Zeit seine vollständige Unschuld herausgestellt hat. —

Erhard und Illona wurden schon mehrere Wochen nach der Verlobung ein glückliches Ehepaar. Als es aber mit Ungarns Freiheit zu Ende ging, als grausame Strafen über alle ungarischen Patrioten verhängt wurden, gingen sie und mit ihnen der alte Graf Farkas nach Schlesien.

Dort lebten sie zwei Jahre, während ihre Güter in Ungarn beschlagnahmt waren. Dann ließ die österreichische Regierung, besonders im Zipser Komitat, Milde an Stelle der bisherigen Strenge walten, und Graf Farkas, sowie Erhard mit seiner Gattin konnten unbehelligt zurückkehren.





Die Fürsorge für die Blinden.

Eine Mahnung an die Sehenden. Von **Dr. P. Stein.**

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1771 hatten sich in Paris zehn blinde Bettler zusammengethan, die täglich auf den öffentlichen Promenaden und vor den Vergnügungslokalen musizierten. Es war durchaus kein Ohrenschmaus, den sie zum besten gaben, denn sie spielten höchst erbärmlich, um aber dennoch Zuhörer anzulocken und Almosen von ihnen zu erlangen, hatten die Armen sich selbst in lächerlicher Weise herausgeputzt. Der eine von ihnen, als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenschweif auf dem Rücken kostümiert, sang, die übrigen, äußerst burlesk gekleidet, mit hohen spitzen Mützen auf dem Kopfe und großen Brillen von Pappe ohne Gläser auf der Nase, begleiteten; selbst die vor ihnen liegenden Noten sollten das Lächerliche des Anblickes erhöhen. Das große Publikum lachte auch in der That darüber, und da man auch nicht mit Gaben kargte, so hatten die Blinden ja ihren Zweck erreicht.

Auch der Lehrer Valentin Hauy (geboren 13. November 1746) sah und hörte diese armen Leute, aber die Empfindungen, die diesen Menschenfreund dabei ergriffen, waren ganz andere. Lebhafte Empörung und tiefes Mit-

leid überkam ihn zu gleicher Zeit, und er faßte den Entschluß, durch Unterricht und Erziehung eine geistige Hebung und möglichste Unabhängigmachung der Blinden von fremder Hilfe anzustreben. Es war ihm von vornherein unzweifelhaft, daß sie erhaben hergestellte Schriftzeichen durch Tasten zu erkennen vermöchten, da jene blinden Bettler ja auch die ihnen geschenkten Geldstücke durch das Gefühl unterschieden. So gründete denn Haüy, von reinster Menschenliebe getrieben, die erste Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Blinde, wie sein Landsmann, der Abbé de l'Epée, ein solches Lehrinstitut bereits für Taubstumme ins Leben gerufen hatte. Beide Männer sind dadurch in die Reihen jener Wohltäter der Menschheit und Apostel wahrer Humanität getreten, deren Namen ein ewiger Ruhmesglanz umgiebt.



Das Siegel des Pariser Blindenhospitals der Dreihundert unter Philipp IV.

Haüy versuchte zuerst einen blinden Knaben zu unterrichten. Er wurde wesentlich gefördert durch eine hochbegabte Blinde, ein Fräulein Therese v. Paradies aus Wien, die in ihrem dritten Jahre das Sehvermögen verloren und sich trotzdem eine hohe musikalische und allgemeine Bildung angeeignet hatte. Namentlich war sie eine Virtuosin auf der Orgel, und als sie im Jahre 1784 mit ihrer Mutter eine Reise durch verschiedene Länder unternahm, wurde sie an allen Höfen empfangen und bewundert, da neben ihren musikalischen Leistungen auch ihre sonstigen Kenntnisse und Fähigkeiten das regste Interesse

für sie erweckten. Sie hatte sich selbst äußerst sinnreiche Apparate zum Lesen, Schreiben und Notensetzen hergestellt, machte sich geographische Reliefkarten und erkannte Personen, denen sie vor mehreren Jahren begegnet war, sofort an der Stimme wieder. Auch zog sie aus Ton und Accent der Sprechenden mit vielem Scharfsinn Schlüsse auf deren Charakter, Temperament und Sinnesart.

Auch sie hat durch das Zusammentreffen und zeitweilige Zusammenwirken mit Hauy, den sie in Paris kennen lernte, eine historische Bedeutung erlangt. Sie förderte ihn in seinen Bestrebungen wesentlich durch ihren Beirat, und mit Unterstützung der Philanthropischen Gesellschaft konnte Hauy alsdann zu seinem ersten Zögling bald noch elf andere blinde Kinder hinzunehmen. Die Zöglinge dieser ersten Blindenanstalt wurden nicht nur in angemessenen Handarbeiten, sondern auch in der Musik, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in anderen Wissenschaften unterrichtet. Zum Lesen benutzte Hauy erhabene Buchstaben aus Metall, womit zugleich auf Papier gedruckt werden konnte; zum Schreiben einen Rahmen mit Drähten zur Trennung der Zeilen, den man über das Papier legte; zur Geographie Landkarten, worauf die Gebirge, Flüsse, Städte und Landesgrenzen auf verschiedene Art gestickt waren: lauter Vorrichtungen, welche ihm Fräulein v. Paradies angegeben hatte.

Im Jahre 1791 wurde Hauys Anstalt zu einer königlichen erhoben und mit der Taubstummenanstalt vereinigt, vier Jahre später indes wieder von ihr getrennt. Anfeindungen, die er erfuhr, veranlaßten ihn im Jahre 1806, Frankreich zu verlassen und einem Rufe des Kaisers Alexander I. nach St. Petersburg zu folgen, um dort ein öffentliches Blindeninstitut einzurichten. Auch in Deutschland wurde die erste öffentliche Blindenanstalt zu Berlin bei Hauys Durchreise in jenem Jahr mit Unter-

stützung des Königs Friedrich Wilhelm III. gegründet und Zeune zu ihrem Direktor ernannt, der sich um diese An-



In der Geographiestunde.

stalt wie um den Blindenunterricht überhaupt große Verdienste erwarb. 1817 nahm Hauy sein Werk in Paris wieder auf; er starb 1822, nachdem inzwischen sein menschen-

freundliches Vorgehen bei fast allen gebildeten Völkern Nachfolge gefunden hatte. Es waren auch vor ihm schon Mittel bekannt gewesen, um Blinden erfolgreich Unterricht zu erteilen; ihre Anwendung beschränkte sich indessen auf den Privatgebrauch und entbehrte einer festen Methode. Gegenwärtig ist dank Hauys grundlegenden Bestrebungen der öffentliche Blindenunterricht ein selbständiger Zweig der pädagogischen Didaktik geworden, und seit 1873 tritt regelmäßig alle zwei Jahre ein internationaler Blindenlehrerkongreß zusammen.

Kein Kulturstaat ermangelt heutzutage mehr einer geregelten Fürsorge für die Blinden, die sich — abgesehen von den hier nicht weiter zu berührenden Heilanstalten für Augenkranke — nach zwei Richtungen hin geltend macht: es giebt sowohl Anstalten zur Versorgung unheilbarer Blinder oder Blindenhospitäler, worin erwachsene Blinde nützliche Beschäftigung und Unterhalt finden, als auch solche zur Erziehung und zum Unterricht blinder Personen, namentlich blindgeborener oder später erblindeter Kinder.

Wenn man vernimmt, daß es gegen 200,000 Blinde in Europa und nach einer wohl als ziemlich zuverlässig anzunehmenden Schätzung etwa zwei Millionen Menschen auf der Erde giebt, denen die Sonne niemals aufgeht, so vermag man zu ermessen, welche Summe von Unglück und Elend in diesen Zahlen enthalten ist, und tiefes Mitgefühl überkommt wohl jeden, der sich des Schatzes gesunder Augen erfreut. Ganz besonders zu beklagen ist das Schicksal der schon gleich nach der Geburt erblindeten Kinder (meist durch die sogenannte Blennorrhöe der Neugeborenen, deren schreckliche Folgen sich übrigens in den meisten Fällen durch rationelle ärztliche Behandlung verhüten lassen). „Der im späteren Alter Erblindete," hebt ein hervorragender Fachmann, Hugo Magnus, mit Recht

hervor, „bleibt uns doch in seinen Ansichten und in seinem Denken immer nahe; dieselben Eindrücke und Vorstellungen, die uns auf den Wellen des Lichtes täglich und stündlich



Der Unterricht im Korbflechten.

zufluten, sie kennt er auch, sie sind ihm verständlich und sie bilden ein Band, welches ihn immer mit der Welt des Sehenden verbindet, ihn nie zu einem Fremdling in der Welt des Lichtes werden läßt. Das Mutterauge hat

ihm in seiner beseligenden Liebe so gut gelacht wie uns; der Glanz des Frühlings, die Farbenpracht des Sommers, sie haben seine Augen ebenso erquickt und erfreut, wie das unsere; kurz alle Freude, welche durch das krystallene Thor des Auges in ein menschliches Herz einzuziehen vermag, hat er genossen, und die Erinnerung an diese bleibt ihm immer wach. Sie verläßt ihn nicht in der bangen Nacht der Blindheit und wenn erst der erste wildeste Schmerz über den Verlust des Sehens bei ihm vorübergerauscht ist, so findet sich eine süße Erinnerung nach der anderen bei ihm ein. Ein glückliches Erinnerungsbild nach dem anderen steigt vor seinem geistigen Auge auf und winkt ihm Grüße aus der Welt des Lichtes zu. Da wird seine Verzweiflung allmählich milder, bis sie sich schließlich auflöst in die stille Wehmut, mit der ein jeder von uns an entschwundene glückliche Tage zurückdenkt. Der Blinde hat dann aber wieder Fühlung mit dem Sehenden gewonnen, er spürt es wieder, daß er ein Glied des großen Ganzen ist, daß er nicht ausgeschlossen ist von der Welt der Sehenden.

Wie ganz anders lastet die Blindheit aber auf dem früh erblindeten Kinde. Von Haus aus ist es abgeschlossen von all den lebenatmenden Eindrücken, welche die lichtspendenden Aetherwellen uns zuführen. Ihm hat nie das Blau des Himmels, das Grün des Frühlings, die herrliche Pracht des Lebens geleuchtet; der liebende Blick des Mutterauges ist nie mit seinem beseligenden Glanz in sein Herz gedrungen. Finster und öde war es von Anfang an um das arme erblindete Kind, und diese ewige Finsternis wird niemals von dem Licht der Erinnerung erleuchtet. Selbst seine Träume, die den später Erblindeten so gern in das Reich des Sehenden zurücktragen, vermögen diese bleischwere Finsternis nicht zu mildern. Darum bleibt das Kind ewig ein Fremdling in der Welt;

es spinnt seinen Lebensfaden freud- und lichtlos ab, denn es vermag ja nie mit uns zu fühlen; des Lebens Pracht



Der Unterricht in der Buchbinderei und im Broschieren.

und Wonne, sie bleiben ihm ewig verschlossen. Darum habe ich auch mit dem blinden Kinde ein Mitleid, wie es mir kein anderes Elend unseres an Schmerzen ja doch

reich bedachten Lebens einzuflößen vermag. Und der Schmerz, mit dem eine Mutter in die auf ewig erloschenen Augen ihres goldgelockten Lieblings schaut, ist der tiefste, der bitterste von allen; noch etwas Schwereres und Herberes kann unter allem Elend der Welt nicht gefunden werden."

In früheren Zeiten mußten die Blindgeborenen oder in früher Jugend Erblindeten sich auf eigenem Wege mit vieler Mühe allmählich weiter zu bringen suchen, während ihnen jetzt durch die erwähnten und nachher noch eingehender zu beschreibenden Blindenunterrichtsanstalten leichte Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wird. Man überließ ehedem die des Augenlichts Beraubten entweder nur dem allgemeinen Mitleid, oder man errichtete Asyle oder Versorgungsanstalten für sie, wie das hie und da bereits zur Zeit der Kreuzzüge vorkam.

Die älteste Blindenverpflegungsanstalt in Europa dürfte wohl das von Welf VI. in Memmingen 1178 gestiftete St. Nikolausspital gewesen sein. Die Franzosen rühmen sich zwar, in dem Hospital der Dreihundert (Hôpital des Quinze-Vingt) zu Paris das älteste Blindeninstitut besessen zu haben, allein dieses wurde erst im Jahre 1260 von König Ludwig dem Heiligen für dreihundert auf seinem ersten Kreuzzuge in Aegypten erblindete Krieger errichtet. Auch die späteren französischen Könige bewahrten dieser Anstalt ihre Gunst; Philipp IV. setzte die Form und Zeichnung ihres Siegels fest und verlieh den Blinden derselben die Lilie des königlichen Wappens als äußeres Abzeichen.

Eine Arbeitsanstalt für Blinde wurde 1791 in Liverpool errichtet, der dann bis zum Schlusse des Jahrhunderts noch drei andere in englischen Städten (Edinburg, Bristol und London) folgten. Ein nach den Grundsätzen Hauys eingerichtetes Institut trat 1805 in Norwich ins Leben,

auf dem Kontinent folgten die schon erwähnten Anstalten in Berlin und Petersburg, ferner in Wien und Stockholm (1808), Dresden und Zürich (1809). Während der Befreiungskriege erblindeten zahlreiche preußische Krieger infolge der sogenannten ägyptischen Augenentzündung; nach dem Frieden wurden daher aus milden Beiträgen für sie fünf Werkschulen errichtet, in denen Anleitung für Handarbeiten erteilt wurde: zu Königsberg, Marienwerder, Breslau, Berlin und Münster, von denen die zu Königsberg und Breslau sich in anderer Gestalt bis jetzt erhalten haben.

In ganz Europa hat sich die Zahl der Blindenanstalten mit oder ohne staatliche Unterstützung im Laufe dieses Jahrhunderts so weit verbreitet, daß kein Land ihrer mehr ganz entbehrt, wenn auch leider noch nirgends dem Bedürfnis vollkommen genügt wird, so daß der werkthätigen Menschenliebe auf diesem Gebiete immer noch ein weites Gebiet offen steht. Viele von diesen Anstalten sind wahre Musterinstitute, zum Teil mit Blindenvorschulen verbunden, so daß der Unterricht bereits mit dem sechsten oder siebten Lebensjahre beginnen kann, was sich als sehr wünschenswert erwiesen hat. In Deutschland beläuft sich die Zahl der Blindenanstalten gegenwärtig auf 32, darunter 19 Staatsanstalten (10 preußische Provinzialanstalten), eine städtische Blindenschule und 12 Privatstiftungsanstalten. Mehrere darunter gliedern sich noch in Zweiganstalten, wodurch die Gesamtanzahl sich auf 48 erhöht. 8 Anstalten davon sind lediglich Beschäftigungsanstalten für Erwachsene, 7 sind Blindenasyle, 33 Unterrichts- und Erziehungsanstalten, wovon 5 Vorschulen für blinde Kinder bis zum achten Jahre.

Großbritannien besitzt 61 Anstalten, von denen 26 sowohl Blindenschulen als auch Werkstätten umfassen, 23 sind nur Arbeitsstätten, meist für außerhalb wohnende

Blinde, 9 nur Schulen und 3 lediglich Asyle. Einschließlich der Zweiganstalten zählt man ferner in Oesterreich-Ungarn 13, Schweiz 4, Holland 8, Belgien 6, Frankreich 23, Italien 12, Spanien 12, Dänemark 3, Schweden-Norwegen 8, Rußland 25, Griechenland 1. In Nordamerika befinden sich 31 Anstalten, in Mexiko und Brasilien je 1, in Australien 9, in Aegypten 1 und in Syrien 3.

Die nach den zuerst von Hauy aufgestellten Grundsätzen eingerichteten und seither rastlos vervollkommneten Blindenanstalten nehmen, wenn keine Vorschule damit verbunden ist, die Zöglinge gewöhnlich erst im zehnten bis zwölften Lebensjahre auf. Bis dahin muß dann in der Familie und in der gewöhnlichen Schule für sie gesorgt und dahin gestrebt werden, neben der Förderung ihrer geistigen Entwickelung ihnen eine möglichst große Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu geben. In den Blindeninstituten bleiben sie durchschnittlich bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre und erhalten darin nicht nur den Unterricht einer höheren Volksschule, sondern auch eine handwerksmäßige oder sonstige Ausbildung, die sie in den Stand setzt, sich später ihren Lebensunterhalt ganz oder doch annähernd zu erwerben.

Für das fehlende Sehvermögen können nur das Gefühl und das Gehör dem Blinden ausgiebigen Ersatz geben, und die ganze Unterrichtsmethode zielt deswegen darauf ab, diese beiden Sinne zu schärfen. Der Tastsinn erfährt bei einer solchen systematischen Unterweisung auch sehr bald eine ganz wunderbare Verfeinerung, und außerdem verfügen die meisten Blinden noch über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das gleichfalls durch die Art ihrer geistigen Erziehung erzielt wird.

Man beginnt wie bei sehenden Kindern mit dem Anschauungsunterricht, mit einem methodischen Betastungs-

unterricht. Es werden den Kindern zum Beispiel Samenkörner verschiedener Pflanzen vorgelegt, und jede Gattung davon so oft in die Hand gegeben, bis sie durch das Gefühl sie ganz sicher unterscheiden können. Endlich mischt man alle Körner untereinander, die sie nun zu sortieren haben, bis das fehlerlos von statten geht. Ferner lernen sie an



Der Turnunterricht der Blinden.

verkleinerten Tiermodellen durch Betasten die bekannten Arten kennen, an Gipsabgüssen die Größe und Gestalt der Blätter und wichtigsten Blumen, und an plastischen Darstellungen des Auges, Ohres, Herzens u. s. w. den Bau des menschlichen Körpers in seinen Hauptzügen. Andere Modelle, zum Beispiel von einem Schiff, einer Eisenbahn, einer Kirche u. s. w., geben ihnen von all diesen Dingen eine Vorstellung. Ein ganz vor-

zügliches Erziehungs- und Bildungsmittel ist, daß man die Kinder anhält, von diesen Gegenständen, die sie kennen gelernt haben, Nachbildungen aus weichem Modellierthon oder Wachs zu schaffen. Der Sehende staunt oft über die Genauigkeit und Geschicklichkeit, mit der die geübteren Blinden in dieser Weise Blätter, Töpfe, Tassen, Tiere u. s. w. herstellen. Das Lesen wird von den Zöglingen entweder an der Stachel- oder an der Reliefschrift geübt. Bei der ersteren sind die Buchstaben aus erhabenen Punkten gebildet, während bei der letzteren die einzelnen Linien der Buchstaben glatt hervorgepreßt sind. Durch den internationalen Kongreß der Blindenlehrer zu Berlin 1879 ist der Punktierschrift des blinden Blindenlehrers Louis Braille (gestorben 1852) vor allen übrigen Schriftsystemen der Vorzug gegeben und diese als Weltschrift für Blinde allgemein eingeführt worden. Sie besteht aus sechs Punkten, welche auf drei wagerechten Linien zu stehen kommen; je nach ihrer Kombination und Stellung bilden sie sowohl Buchstaben, wie auch Zahlen und Satzzeichen. Diese Blindenschrift lernen die Zöglinge leicht lesen und mit einem einfachen Apparat auch rasch schreiben; sie dient zum Druck der meisten ihrer Bücher und Musiknoten.

Zum Rechnen benutzen sie gewöhnlich die Taylorsche Rechentafel, eine mit vielen achteckigen Vertiefungen versehene Tafel, in die kleine Metalltypen, auf deren einem Ende eine Ziffer hervorsteht, eingesetzt werden. Mit jeder Type sind 16 verschiedene Stellungen möglich. Am liebsten aber rechnen die Blinden im Kopfe ohne alle Hilfsmittel, worin es die meisten von ihnen rasch zu einer wahren Meisterschaft bringen. Auch in den geographischen und geschichtlichen Lehrstunden werden zum Betasten eingerichtete Unterrichtsmittel benutzt: Himmelsgloben, auf denen hervortretende Punkte die Sternbilder u. s. w. andeuten, ferner Erdgloben und Hautreliefkarten, die nach Art der

Geduldspiele zusammengesetzt werden und auf denen die Gebirge, Küsten und Landesgrenzen durch Erhöhungen, die



Zimmer einer großjährigen Schülerin in der Ecole Braille zu Paris.

Flüsse aber durch Vertiefungen kenntlich gemacht sind; zur Bezeichnung der Städte dienen Knöpfe, die je nach der

Einwohnerzahl größer oder kleiner sind, u. s. w. Die Behandlungsweise der übrigen Lehrgegenstände nähert sich der bei vollsinnigen Kindern angewendeten.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird dem Musikunterricht zugewendet; es soll dadurch einzelnen besonders begabten Blinden ein Mittel gegeben werden, sich später auf diese Weise ihren Unterhalt zu verschaffen, zu welchem Behufe in manchen Anstalten auch Unterweisung im Klavierstimmen erteilt wird. Hauptsächlich aber wird die Musik zur Erholung und Erheiterung betrieben, deren die armen Blinden ja so sehr bedürfen, und nach dieser Richtung hin erfüllt sie im vollsten Maße ihren Zweck, denn sie ist ihnen eine wahre Trösterin und Freudenspenderin.

Sehr wichtig für die Selbständigmachung der Blinden ist der Unterricht in Handarbeiten, ihre gewerblich-technische Ausbildung, die ganz systematisch und mit großem Eifer betrieben wird. In vielen Anstalten muß jeder Zögling (Knaben wie Mädchen) drei Gewerbe, meist Korbflechten, Deckennähen und Rohrstuhlflechten, lernen; zumal die Korbmacherei ist ein sehr wichtiger Industriezweig, in dem die meisten Blinden sich eine bewunderungswürdige Kunstfertigkeit aneignen. Vielfach wird auch die Bürstenbinderei und das Besenbinden betrieben. In Frankreich erhalten sie meist auch noch Unterweisung in der Buchbinderei und im Broschieren, in Amerika im Cigarrenmachen, anderwärts im Flechten von Schnüren, Bandweben, in Seiler-, Drechsler- und Tischlerarbeiten u. s. w.

Den blinden Mädchen wird ein besonderer Handarbeitsunterricht erteilt: sie lernen stricken, häkeln, sticken, nähen und flicken; selbst solche Thätigkeiten, die anscheinend mit Gefahr verbunden sind, wie Feueranzünden, Kochen u. a. werden von ihnen betrieben. Natürlich werden von allen Zöglingen auch regelmäßige Turnübungen getrieben; sie ergötzen sich an Gesellschaftsspielen wie Vollsinnige, und

um ihnen ferner Gelegenheit zur Zerstreuung durch Spiel zu verschaffen, hat man die bekanntesten Spiele, wie Schach, Domino, Damenbrett, Mühle, allerhand Würfelspiele und ebenso die bekanntesten Kartenspiele für Blinde besonders hergestellt.

In diesen vorstehend kurz beschriebenen Blindenanstalten soll — wie schon erwähnt — der arbeitsfähige Blinde in der geschilderten Weise für das Leben mit Vollsinnigen erzogen und zum selbständigen Erwerben seines Unterhalts befähigt werden; es hat sich jedoch gezeigt, daß viele von ihnen auch noch später des Schutzes bedürftig sind. Sie werden deswegen vielfach dauernd in Versorgungsanstalten aufgenommen und darin beschäftigt. Eine solche Anstalt ist zum Beispiel mit der ausgezeichneten Ecole Braille in Paris verbunden, die über bedeutende Mittel verfügt, und in der jeder großjährige Zögling sein eigenes, bescheiden, aber hübsch eingerichtetes Zimmer hat, in dem er Besuche empfangen kann. Er muß einen bestimmten Teil des für seine Arbeiten von der Anstalt erzielten Erlöses abliefern, darf über den Rest aber frei verfügen. Auch die Kieler Blindenanstalt hat ein Haus gebaut, in das die Blinden freiwillig eintreten können und in dem sie Arbeit erhalten; die Mädchen zahlen dort 80 Mark jährliche Miete.

Das sächsische System der Fürsorge für die Blinden, nachdem diese ihre Anstaltsausbildung erhalten haben, besteht darin, daß ihnen vor ihrer Entlassung ein Unterkommen vermittelt wird. Sie erhalten dann nach ihrer Rückkehr in das bürgerliche Leben aus der Anstalt nicht nur das Arbeitsmaterial, sondern auch je nach ihren Bedürfnissen fortdauernde Unterstützung; wenn sie alt und gebrechlich werden, finden sie schließlich in einem Asyl Verpflegung. Dieses System hat sich bis jetzt am besten bewährt, aber leider fehlt es vielfach an den nötigen Mitteln, um es einzuführen.

———✳———



Dienerschaft.

Skizze aus dem modernen Leben. Von **Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn jemand, der mit Glücksgütern nicht besonders gesegnet ist, sich in die Rolle eines reichen Mannes hineinträumt, dann denkt er auch gewiß daran, welches Vergnügen es machen muß, eine zahlreiche Dienerschaft zur Verfügung zu haben, und besonders die Frauen aus dem Mittelstande sind es, die sich vor allem einen reichgalonnierten Diener wünschen, der einem Haushalt so viel Glanz verleiht und gewissermaßen den Reichtum und die Stellung der Familie repräsentiert.

Gewiß ist es in manchen Hinsichten angenehm, viel Dienerschaft zu haben. Man kann sich dadurch manche Behaglichkeit und ein vornehmes Haus schaffen, wenn nur nicht auch diese Sache ihre Kehrseite hätte. Groß ist schon die Klage der Hausfrauen, die sich mit einem einzigen Dienstmädchen behelfen müssen, und wenn es Hausfrauen giebt, die der Ansicht sind, sie hätten mehr Ruhe und lebten behaglicher, wenn sie mehrere Dienstboten hätten, so mögen sie es sich gesagt sein lassen, daß sie in einem Irrtum befangen sind. Je mehr Dienstboten, desto mehr Aerger. Halten die Dienstboten zusammen, dann leidet die Herrschaft darunter, und halten die Dienstboten nicht

zusammen, leben sie untereinander in Unfrieden, so leidet die Herrschaft noch mehr.

Das Wort „Dienerschaft" bezeichnet einen ziemlich weitgehenden Begriff, und die Grenze, wo dieser Begriff anfängt, läßt sich schwer ziehen. In Deutschland spricht man dort von Dienerschaft, wo im Hause eine Köchin, ein Hausmädchen, ein Kutscher und noch ein Diener vorhanden sind. Ein Haushalt, der mit derartigem Personal versehen ist, gilt in der Stadt schon als vornehm. Auf dem Lande kann man sich unter gleichen Verhältnissen, wie in der Stadt, viel mehr Dienerschaft halten, weil die Leute verhältnismäßig wenig kosten. Auf einem großen Gute ist die Unterbringung von Personal, sowie die Ernährung desselben sehr leicht, und wenn man sich nicht scheut, die nötigen Livreen anzuschaffen, kann man in jedem Augenblick eine große Anzahl Leute als eigene Dienerschaft den Gästen vorführen. In einer großen Stadt dagegen ist die Unterbringung und Ernährung, auch der Lohn solcher Dienstboten sehr teuer, deshalb gehört schon ein schönes Einkommen und ein großartiger Haushalt dazu, will man sich dort Dienerschaft halten.

Wohnt jemand in der großen Stadt zur Miete, so kann er nur unter besonders günstigen Verhältnissen Dienerschaft halten. Anders ist es, wenn er ein eigenes Haus hat. Die Dienerschaft besteht dann aus dem Pförtner, der meist auch die Gartenarbeit übernimmt und dessen Frau in der Wirtschaft thätig ist, aus einer Köchin, aus zwei Hausmädchen und aus dem Kutscher, der gewöhnlich ebenfalls verheiratet ist und dessen Frau im Haushalt ebenfalls thätig zu sein pflegt. Eine derartige Dienerschaft aber können sich nur Millionäre leisten, und in Deutschland haben Fürstlichkeiten, die reichsten Leute der höchsten Gesellschaft, nur eine Dienerschaft, welche aus einem Pförtner, einem Kammerdiener, zwei Lakaien, einem Koch

nebst Küchenmädchen, zwei Hausmädchen, einer Wirtschafterin, einem Kutscher und mehreren Stallknechten besteht. Selbst die Prinzen regierender Häuser begnügen sich mit dieser Dienerschaft, zu welcher höchstens noch ein Haushofmeister hinzukommt; dann fällt aber die Wirtschafterin fort, und die Frau des Hauses kümmert sich selbst um die Wirtschaft.

Sehen wir uns einmal die Kosten eines vornehmen Hauses mit großer Dienerschaft in Deutschland an. Gehen wir in den vornehmen Mittelstand, wo eine Köchin, ein Hausmädchen, eine Zofe für die Hausfrau, ein Kutscher, ein Diener, ein Pförtner vorhanden sind. Der Kutscher, der gewöhnlich verheiratet ist (unverheiratete Kutscher bleiben nicht so viel zu Hause, kümmern sich infolgedessen weniger um die Pferde, und es kommt vor, daß sie einen Teil des Futters verkaufen und den Erlös vertrinken), braucht eine eigene Familienwohnung, ebenso der Pförtner. Der Diener muß eine eigene Kammer haben, die Köchin, als die wichtigste Persönlichkeit für die Behaglichkeit des Hauses, ein eigenes, gut eingerichtetes Zimmer. Hausmädchen und Zofe können zusammen untergebracht werden. Man bedarf also, wenn man die Familienwohnungen für den Pförtner und den Kutscher nur zu zwei Stuben und Küche rechnet, sieben Zimmer und zwei Küchen allein für die Dienerschaft. Die Zimmer müssen natürlich möbliert sein. Das gesamte Personal mitsamt den Familien erhält freie Verpflegung, und die Köchin läßt gewöhnlich unter ihrer Aufsicht die Frau des Kutschers oder Pförtners, die ihre Gehilfen in der Küche sind, das Essen für die Dienerschaft kochen. In einem solchen Haushalt ißt die Dienerschaft nicht gemeinsam. Jeder nimmt in der Küche die Mahlzeit zu sich, nur die verheirateten Leute essen in ihrer Wohnung und holen sich das Essen dahin. Die Köchin tafelt gewöhnlich in ihrem Zimmer allein, und nicht mit

Unrecht sagen ihr die anderen Dienstboten nach, daß sie sich die besten Bissen zurücklegt.

Das monatliche bare Geld, das die Köchin bekommt, beträgt in solchem Haushalt fünfzig bis sechzig Mark. Was sie als Nebeneinnahme von den Lieferanten herausschlägt, was sie bei Einkäufen „verdient“ und wie viel Prozente sie bei Aufstellung der Abrechnung aufschlägt, davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

Der verheiratete Kutscher hat ebenfalls vierzig bis fünfzig Mark, der Pförtner dreißig Mark, jeder Diener zwanzig bis fünfundzwanzig Mark, ebensoviel das Hausmädchen, und die Zofe erhält, besonders wenn sie gut schneidern kann, mindestens dreißig Mark. Das macht monatlich nur an barem Gelde über zweihundert Mark, also eine Summe, von der eine Familie im kleinen Mittelstande bequem leben kann. Der Unterhalt, die Bekleidung und Beköstigung der Dienerschaft, stellt sich natürlich viel höher.

Man wird sagen, die Leute, die sich derartigen Luxus erlauben, haben es auch dazu. Das ist richtig. Aber nun kommt die Hauptsache. Nämlich nur der Eingeweihte weiß, welchen Aerger eine solche Dienerschaft verursacht. Die Köchin ist gewöhnlich die Tyrannin des Hauses. Mit ihr leben schon wegen des Essens die anderen Dienstboten in stetem Unfrieden. Die Köchin verlangt auch geehrt zu werden, und wehe dem Dienstboten, der dies versäumt oder sich mit ihr in Widerspruch setzt, sie wird ihm das schon schön eintränken. Sie weiß, daß sie eine Hauptperson im Hause ist, und daß selbst der Herrschaft daran liegt, sie bei guter Laune zu erhalten. Denn ist sie übel gelaunt, so kocht sie schlecht, und die Behaglichkeit des Hauses ist auch für die Herrschaft dahin. Sind vielleicht noch Gäste da, so wird die Herrschaft vor diesen durch die schlechte Küche blamiert. Lebt die Köchin in

Unfrieden mit dem anderen Personal, dann giebt es ununterbrochen Skandal, ununterbrochen kommen Beschwerden, Hausherr und Hausfrau haben nichts zu thun, als Streitigkeiten zu schlichten, zu vermitteln und sich zu ärgern.

Lebt dagegen die Köchin mit einzelnen Personen der Dienerschaft in besonderer Freundschaft, dann ist allerdings Ruhe im Hause, aber diese Ruhe ist für den Geldbeutel der Herrschaft sehr kostspielig. Besonders kostspielig ist es, wenn die verheirateten Mitglieder des Personals ihre Spezialfreunde sind. Sie kann ihnen dann so viel zustecken, daß die Küche jährlich um viele Hunderte, ja um Tausende von Mark teurer wird.

Auch zwischen dem Diener und dem weiblichen Personal, dem Hausmädchen und der Zofe, giebt es gewöhnlich Feindschaften und Intriguen oder Liebeshändel, was vielleicht noch schlimmer ist. Kümmert sich der Diener um die Mädchen nicht, so nehmen sie ihm das übel und spielen ihm Schabernack, wo sie können; macht er sich liebenswürdig mit den Mädchen, so hält er sie von der Arbeit ab, und eine Liebschaft des Dieners mit einem der Mädchen ist fast ein Unglück für das Haus. Pünktlichkeit, Sauberkeit, überhaupt die Dienstleistungen lassen nach, ganz abgesehen von allen anderen Unannehmlichkeiten. Bildet sich zwischen einem der Mädchen und dem Diener ein Verhältnis aus, so wird das andere Mädchen die Todfeindin dieser Kollegin und des Dieners, und dann geht von dieser Seite der ununterbrochene Zwist und das gegenseitige Chicanieren los.

Wo ein Haushofmeister ist, hat dieser den ganzen Aerger. Nicht selten gelingt es der Dienerschaft, wenn sie sich gegen den Haushofmeister vereinigt, ihn aus der Stellung zu bringen.

Ein Haushofmeister bezeichnet bereits einen fürstlichen

Haushalt, und es giebt darin außer den obengenannten Dienstboten eine Anzahl von Lakaien, Stallknechten und ein großes Personal der Wasch- und Kochküche. Für dieses Personal muß dann eine besondere Küche geführt werden, und ein besonders großes, saalartiges Gemach vorhanden sein, in dem die Dienerschaft ihre Mahlzeiten gemeinsam einnimmt. In einem derartig vornehmen Hause erhält die Dienerschaft Morgenkaffee oder -Thee mit Gebäck, zum zweiten Frühstück etwas kalte Küche, die Mittagsmahlzeit besteht aus drei, am Sonntag aus vier Gängen, auch zum Abendbrot werden gewöhnlich zwei warme Gänge gegeben. Zwischen Mittag- und Abendbrot kommt noch der Kaffee. Unterbringung, Verpflegung und Lohn eines solchen Dienstpersonals erfordert ein kleines Vermögen. Der nächst höhere Haushalt mit Dienerschaft ist dann schon der eines regierenden Fürsten, eines Königs, eines Kaisers. Diesen fast gleichartig ist der Haushalt eines englischen Lords.

England ist das Land der alten Gewohnheiten und Sitten. Alles ist dort althergebracht und fest bestimmt: die Art und Weise, wie man sich kleidet, wie man lebt, wie man ißt, trinkt, schläft, wie man sich unterhält und das ganze Leben führt. Niemand, der in der Gesellschaft leben will, darf es wagen, gegen die geheiligte Sitte zu verstoßen, er wird sonst als Paria behandelt. Ein Lord wäre daher gesellschaftlich unfähig, wenn er nicht nach den Traditionen und nach alten englischen Sitten seinen Haushalt führte. Zu einem solchen gehören gegen fünfzig Personen, welche in eine männliche und eine weibliche Abteilung sich gliedern, in denen es wiederum eine vollständig anerkannte Teilung zwischen höheren und niederen Dienstboten giebt.

An der Spitze der gesamten Dienerschaft in einem vornehmen englischen Hause steht die Haushälterin; an der Spitze des männlichen Personals der Kellermeister

(butler), er gehört ebenso wie die Haushälterin zur höheren Dienerschaft. In gleichem Range stehen der Kammerdiener, die Kammerzofe und die Köchin. Zur unteren Dienerschaft gehören Kutscher, Reit- und Hausknechte, Pförtner, Küchen- und Hausmädchen, Wäscherinnen und Bäckerinnen. Diese Schar von Dienerschaft beansprucht schon eine Riesenausgabe für Unterbringung und Bezahlung, zumal die Löhne in England viel höher sind als in irgend einem anderen Lande. Man zahlt dort beinahe so viel Pfund Sterling (zu zwanzig Mark), wie bei uns Mark. Außerdem hat man für jeden männlichen Diener noch dem Staate eine Abgabe von fünfzehn Pfund (gleich dreihundert Mark) jährlich zu entrichten. Der betreffende Schein kann bei jedem Postamt gelöst werden. Ganz großartig aber sind die Anforderungen, welche die englische Dienerschaft in Bezug auf Verpflegung stellen darf. Die Zugehörigen zur höheren Dienerschaft haben jeder ihr gut eingerichtetes Zimmer nebst Schlafkammer, haben zu ihrer Gesamtbedienung einen kleinen uniformierten Burschen, der ihnen auch bei Tische aufwartet. Von der unteren Dienerschaft haben meist je zwei gemeinsam ein ebenfalls anständig eingerichtetes Zimmer.

Die höhere Dienerschaft wird früh geweckt, macht Toilette und findet sich dann in einem besonders für sie bestimmten Speisezimmer zusammen, wo die Haushälterin bei Tisch obenan sitzt, und wo gemeinsam das Frühstück eingenommen wird. Es besteht aus Thee, kalten und warmen Fleischspeisen, verschiedenen Sorten eingemachten Obstes, Früchten, Brot und Käse. Gegen ein Uhr versammelt sich die Dienerschaft wiederum im Speisezimmer zum Mittagsmahl, und Hausherr und Hausfrau, mögen sie noch so vornehm und reich sein, müssen in dieser Zeit auf die Dienste des Personals verzichten, denn es ist im englischen Haushalt Sitte, daß dem Personal reichlich Zeit

für die Mahlzeiten gelassen wird. Das Mittagessen der Dienerschaft besteht gewöhnlich aus Braten, Gemüse und Pudding, nebst Bier, das nach Belieben gereicht wird. Um fünf Uhr versammeln sich diese vornehmen Diener und Dienerinnen wieder in ihrem Speisezimmer, um den Thee einzunehmen. Dazu giebt es geröstetes Weißbrot, verschiedenes Backwerk, eingemachte Früchte, Eier und kaltes Fleisch. Das Abendbrot wird sehr spät eingenommen, gewöhnlich erst, nachdem das Hauptmahl der Herrschaft, das abends gegen sechs Uhr beginnt, vorüber ist. Die ganzen Reste desselben, selbst die Delikatessen, kommen dann in das Zimmer der Dienerschaft und werden hier verspeist. Auch pflegen in Nachäffung ihrer Herrschaft die männlichen und weiblichen Mitglieder der höheren Dienerschaft zu diesen Abendmahlzeiten besondere Toilette zu machen.

Wie man sieht, leben diese englischen Dienstboten in einer Weise, wie sie in Deutschland selbst der Mittelstand nicht kennt, und wie man sie selbst in den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen selten vorfindet.

Selbst mit der Verpflegung der sogenannten niederen Dienerschaft würden in Deutschland viele tausend bürgerliche Familien sehr wohl zufrieden sein. Auch diese Art Dienstboten haben einen besonderen Raum, in dem sie ihre Mahlzeiten gemeinsam einnehmen. In den englischen Schlössern und auf den Landgütern wird dazu die sogenannte Halle benutzt, nämlich die Vorhalle des Hauses, ein mit Steinfliesen ausgelegter, gewaltiger Raum mit Kaminen, in denen in der kalten Jahreszeit beständig unterhaltene Feuer lodern, und der mit Waffen, Tierfellen, Jagdtrophäen, oder mit Bildern, Uhren u. s. w. ausgeschmückt ist. Hier wird die gemeinsame Tafel für das zahlreiche Unterpersonal jedesmal aufgeschlagen, und da auch diesen Leuten für jede Mahlzeit eine Stunde bis

anderthalb Stunden Zeit gewährt werden muß, hat die Herrschaft währenddessen auf jeden Dienst Verzicht zu leisten. Es giebt täglich dreimal Fleisch, Bier ganz nach Belieben, außerdem Thee, Eier, Eingemachtes, Backwerk, Pudding. Auch die niedere Dienerschaft äfft in den Aeußerlichkeiten die Herrschaft nach, und die englischen Witzblätter, sowie ein großer Teil der englischen Schriftsteller läßt sich die humoristischen Scenen, die aus dieser Nachäffung sich ergeben, nicht entgehen. Dieses Wohlleben verführt aber die Leute zum Luxus und zu überflüssigen Ausgaben auch in Dingen, die sich nicht auf das Essen beziehen. Das geringste Mädchen in der Küche, die das Abwaschen des Geschirrs zu besorgen hat, bekommt mindestens fünfzehn Pfund Sterling, gleich dreihundert Mark jährlichen Lohnes. Gewöhnlich hat sie ebenso wie ihre besser gestellten Genossinnen nur sehr geringe Leibwäsche, wenig Schuhe, aber viel Putz, den man äußerlich sieht, wie Hüte, Kleider und für den täglichen Gebrauch, sowie als Glanzstück für die gemeinsamen Mahlzeiten reich garnierte Schürzen. Was die Dienerschaft in einem solchen Hause kostet, erhellt daraus, daß ein Jahreseinkommen von fünfzigtausend Pfund (über eine Million Mark) dazu gehört, um auf solchem Fuße zu leben.

Wenn man nun aber meint, daß eine solche zahlreiche Dienerschaft das Leben wirklich erheblich leichter und angenehmer macht, so irrt man sich gründlich. Es ist eine lästige und kostspielige Verpflichtung, die man seinem Stande und seinem Range schuldig zu sein glaubt. Man muß eben eine Anzahl Müßiggänger mästen zu seiner eigenen „Ehre", und man kann kühnlich behaupten, daß der am besten bedient ist, der die wenigste Dienerschaft hat.



Hinter Kerkermauern.

Wanderungen durch die Gefängnisse in Moabit-Berlin.

Von **Hugo Möllers.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das ehemalige Dorf Moabit ist jetzt längst ein Stadtteil von Berlin geworden, der sich nördlich von dem Tiergarten und der Spree ausdehnt. Die Verwandlungen, welche in neuester Zeit mit dieser Gegend vorgegangen sind, zeigen so recht das rapide Anwachsen der deutschen Reichshauptstadt. „Noch vor einem Dezennium," schreibt Paul Lindenberg, „war in dieser Gegend alles „öde und leer", heute wächst mit fieberhafter Eile eine Straße nach der anderen empor, mächtige Häuserquadrate öffnen sich, und von allen Seiten schieben sich die Mietspaläste an die Stadtbahn heran, ja, sie sind schon bis an den Tiergarten gedrungen und bilden hier ein vornehmes Stadtviertel, welches sich auch in seiner äußeren Erscheinung sehr vorteilhaft präsentiert. Selbst Borsigs Eisenschmiede, jene Stätte, wo unter Bangen und Zagen die erste Lokomotive in Preußen hergestellt wurde, ist bereits arg von ihnen bedrängt, und wer weiß, wie lange dieses von der Spree bespülte Stückchen Boden sich noch den Verlockungen der Häuserspekulation widersetzt und auch hier über kurz oder

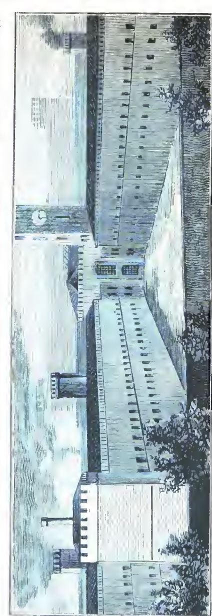
lang an fünfstöckigen Neubauten die Zettel hängen: „Wohnungen aller Art sofort zu vermieten.“

Denn diese Gegend hier, sie ist nicht mehr eine „terre Moab“ oder „terre maudite“ (verwünschtes Land), wie sie die ersten Ansiedler, französische Gärtner, denen Friedrich I. Grundstücke überwiesen, wegen des sandigen Bodens getauft, aus welcher spöttischen Bezeichnung der Name Moabit hervorgegangen. Damals hätten es sich die Berliner recht reiflich überlegt, ob sie hier, im „Moabiterland“, auch nur als Schenkung einige Quadratmorgen Land angenommen hätten, heute würden dieselben ein sehr stattliches Millionenvermögen repräsentieren! Diesen enormen Aufschwung hat Moabit erst seit der Mitte der siebziger Jahre genommen; vor hundert Jahren zählte es kaum 800 Bewohner, heute deren — 90,000!“

Unter den zahlreichen öffentlichen Gebäuden dieses Stadtviertels sind drei dem Dienste der Themis und der Justitia geweiht, nämlich das an der Invalidenstraße gelegene Zellengefängnis und weiterhin an der Ecke von Alt-Moabit und der Rathenowerstraße der umfangreiche Bau des Justizpalastes oder Kriminaljustizamtes mit dem damit in unmittelbarer Verbindung stehenden Untersuchungsgefängnis. Der letztere Bautenkomplex umfaßt die Untersuchungsabteilungen der beiden Land- beziehungsweise Amtsgerichte Berlin I und II, also die Räume für die Untersuchungsrichter und Staatsanwälte, wie die Säle der Schöffen, der Strafkammern und Geschworenen, ferner in dem Untersuchungsgefängnis, das ganz getrennt voneinander ein Weiber- und ein Männergefängnis enthält, die sämtlichen Untersuchungsgefangenen Berlins.

Nach den gesetzlichen Vorschriften müssen alle verhafteten Verbrecher von der Kriminalpolizei binnen vierundzwanzig Stunden nach ihrer Festnahme der Staatsanwaltschaft überliefert werden. Man bringt sie mittels eines

der sogenannten „grünen Wagen“ nach dem Moabiter Untersuchungsgefängnis, wo sie so lange verbleiben müssen, bis der zuständige Gerichtshof ihre Aburteilung ausgesprochen hat. Dies Untersuchungsgefängnis ist ein mächtiger, in den Jahren 1876 bis 1881 aufgeführter Ziegelrohbau, der einen Raum von über sechstausend Quadratmeter bedeckt und außer von Militär noch von mehr als hundert Beamten bewacht wird. Es können darin im ganzen 1250 Gefangene (darunter 220 weibliche) untergebracht werden, die zum größten Teile (820) sich in Isolierhaft befinden. Man hat diese eingeführt, um in erster Linie jugendliche Untersuchungsgefangene vor dem verderblichen Einflusse älterer, schon mehrfach bestrafter Verbrecher zu schützen, um ferner eine Verständigung unter ihnen, welche die Untersuchung irre leiten könnte, zu erschweren, und endlich mit Rücksicht auf die Disziplin und Sicherheit, sowie wegen ihrer er-



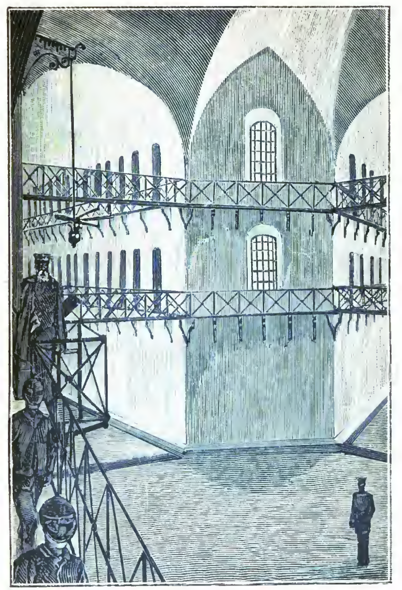
Das Zellengefängnis in Moabit-Berlin.

ziehlichen Wirkungen, die allerdings von verschiedenen Seiten bestritten werden. Neben den Isolierzellen sind jedoch auch gemeinschaftliche Hafträume vorhanden.

Zwischen den beiden Flügeln des Gerichtsgebäudes ist in bogenförmiger Linie das Weibergefängnis angebracht, das also jene beiden Flügel miteinander verbindet. Dahinter liegt das große Männergefängnis, das durch eine fünf Meter hohe Mauer von den übrigen Baulichkeiten, den Wohnungen für die Beamten, der Gefängnisverwaltung, dem Oekonomiegebäude u. s. w. und dem sogenannten kleinen Gefängnis mit dem Lazarett, getrennt ist. Alle diese Gebäude haben besondere, teilweise mit Gartenanlagen gezierte Hofräume.

Da die Untersuchungsgefangenen ja noch keine verurteilten Verbrecher sind, so haben sie es in verschiedener Hinsicht besser, als die Insassen des als Zuchthaus dienenden Zellengefängnisses. Jene können nach den bestehenden Vorschriften nicht zum Reinigen und Heizen der Hafträume u. s. w. angehalten werden, weshalb sogenannte „Kalfaktoren" aus den Reihen der wirklichen Strafgefangenen die Hausarbeiten verrichten. Diese tragen die Gefängnistracht, während die Untersuchungsgefangenen ihre eigene Kleidung behalten; nur bekommen sie statt der mitgebrachten Wäsche die des Gefängnisses, und als Beschuhung Lederpantoffeln, auch müssen sie die Zellennummer an einem Blechschilde auf der Brust tragen.

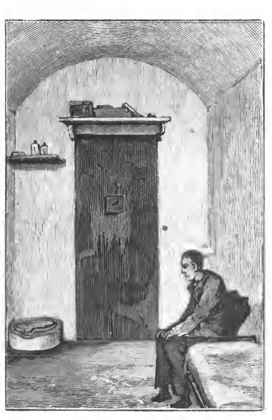
In das große Untersuchungsgefängnis für die Männer gelangen wir durch ein kleines Vorhaus, in dem sich Bureauräume und das Sprechzimmer befinden. Der Hauptbau ist fächerartig angelegt, indem von einer turmartigen Zentralhalle fünf Flügel ausgehen. Inmitten der ersteren erhebt sich ein massiver Mauerpfeiler, der eine eiserne Säule trägt. Diese umgiebt im dritten Stock eine mittels eiserner Wendeltreppen zu erreichende Eisen-



Der Zentralbau des Zellengefängnisses.

platte: das Observatorium, in dem stets ein Oberaufseher postiert ist, der von hier aus das ganze Gefängnis über-

blicken kann. Die Korridore aller fünf Flügel stellen nämlich durch ihre vier Stockwerke nur ein einziges vielverknüpftes Eisengerippe dar, da mit Ausnahme des untersten, asphaltierten Stockwerkes alle übrigen bloß an den Zellenreihen entlang führende eiserne Laufgänge haben, verbunden durch schmale, eiserne und mit einem Geländer versehene Querbrücken. Das Observatorium ist auch telephonisch mit den Amtsräumen der Landgerichte I und II verbunden. Will ein Untersuchungsrichter mit einem der Häftlinge sprechen, so thut er das dem Oberaufseher kund,



Nach der Thürseite zu gelegener Teil einer Zelle im Zellengefängnis.

der ein Verzeichnis aller Gefangenen vor sich liegen hat. Darin schlägt er die Nummer des Betreffenden nach und ruft durch ein bestimmtes Glockensignal den Aufseher des Flügels, in dem der Gefangene untergebracht ist, herbei, um ihm die weiteren Anweisungen zu erteilen. Korridore und Galerien haben gleich der Zentralhalle Oberlicht.

Jede Isolierzelle hat 4,10 Meter Länge, 2,20 Meter Breite und 3,10 Meter Höhe, so daß für jeden Gefangenen 28 Kubikmeter Luftraum sich ergeben. Das vergitterte Fenster ist auf der einen Schmalseite in beträchtlicher Höhe angebracht und mit einer Ventilationsklappe versehen, die der Gefangene selbst regulieren kann. Ihre Einrichtung ist natürlich sehr einfach und von denen der Strafgefängnisse nicht wesentlich unterschieden. An der einen Längswand ist die im Tage hochzuklappende Bettstelle angebracht; sie enthält eine Indiafaser-Matratze, Kissen und im Sommer eine, im Winter zwei wollene Decken. Gegenüber ein kleiner Tisch, der ebenfalls aufgeklappt werden kann; außerdem ein Schemel und über dem Tische eine Gasflamme. Dann ist noch vorhanden ein Kleiderriegel und ein Holzgestell mit drei Fächern, sowie neben der Thür ein gußeisernes Klosett mit Spülvorrichtung.


Nach der Fensterseite zu gelegener Teil einer Zelle im Zellengefängnis.

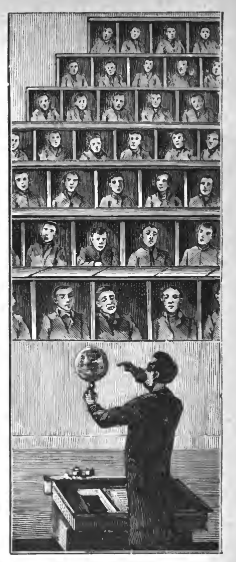
Die starke Bohlenthür enthält eine Klappe, durch die dem Gefangenen das Essen hineingereicht wird, und den sogenannten „Judas", durch den der Insasse unbemerkt beobachtet werden kann. Hat er einem Aufseher etwas zu sagen, so drückt er auf den Knopf eines elektrischen Telegraphen. Die Erwärmung im Winter findet durch Luftheizung statt.

Um sechs Uhr morgens giebt die Glocke das Zeichen zum Aufstehen, dann klappt der Untersuchungsgefangene seine Bettstelle auf. Der Morgenimbiß besteht aus Mehlsuppe oder Kaffee mit Brot, nachher folgt ein etwa einstündiger Spaziergang in einem der Höfe, wobei die Häftlinge unter sorgfältiger Ueberwachung je fünf Schritt hintereinander wandern. In die Zelle zurückgekehrt, erhält der Gefangene, wenn er es wünscht, Arbeit, die er aber auch mit anderen Gefangenen in gemeinschaftlichen Hafträumen ausführen kann, wenn ihm dies gestattet wird. Meistens werden hier Blechspielzeuge angefertigt, Drahtkörbe geflochten, Kartons geklebt u. s. w. Um zwölf Uhr wird die Mittagsmahlzeit eingenommen, um sechs Uhr das Abendbrot. Die Kost (Gemüse und Fleisch, Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. s. w.) ist tadellos zubereitet und bietet genügende Abwechslung; Kranke und Schwache werden besonders berücksichtigt. Auch können sich vermöglichere Untersuchungsgefangene aus eigenen Mitteln bessere Kost und sonstige Erleichterungen beschaffen.

Um acht Uhr abends giebt die Glocke das Zeichen zum Ruhen. In allen Zellen, deren Insassen auf Wunsch mit Lektüre versehen werden, muß jetzt das Licht ausgelöscht werden und jeder Bewohner sein Lager aufsuchen, auf dem die meisten freilich wohl nicht so bald den ersehnten Schlummer finden mögen. Totenstill ist's dann in dem gewaltigen Gebäude; nur von Zeit zu Zeit unterbrechen die Schritte der Wächter in den Gängen und die Ab-

lösungsrufe der Posten in den Höfen das tiefe Schweigen.

Werfen wir nun zur Vergleichung einen Blick in das 1849 vollendete Zellengefängnis, in welches uns unsere Illustrationen führen und in dessen Hofe auch die Hinrichtungen vollstreckt werden. Es besteht gleichfalls aus einem Zentralbau und vier strahlenförmig von diesem auslaufenden Flügeln; von dem ersteren aus lassen sich wiederum alle dort einmündenden Korridore überblicken. Nur männliche Gefangene werden hier untergebracht; ihre Zahl war ursprünglich auf 565 festgesetzt, mußte aber in neuerer Zeit oft nicht unerheblich überschritten werden.



Im Unterrichtssaal.

Die Zelleneinrichtung ist hier noch einfacher wie die oben geschilderte im Untersuchungsgefängnis: Bettstelle, Tisch, Schemel u. s. w., ferner ein Bücherbrett mit Bibel, Gesangbuch, Katechismus und einigen Büchern aus der

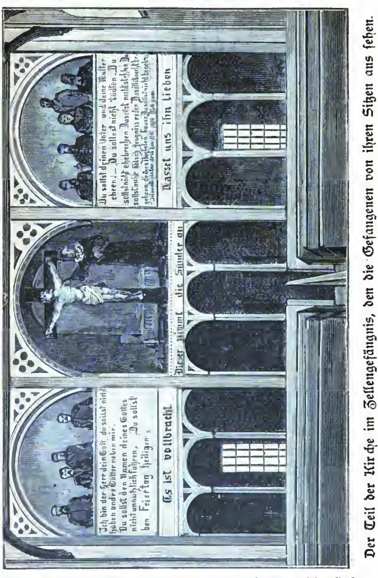
Gefängnisbibliothek. Eine Glocke, die in allen Zellen vernehmbar ist, giebt auch hier die Stunden an. Selbstverständlich ist eine genaue Tageseinteilung vorgeschrieben, die streng innegehalten werden muß und mit jener der Untersuchungsgefangenen so ziemlich übereinstimmt.

Die Insassen des Zellengefängnisses erhalten dreimal wöchentlich als Frühstück Kaffee, viermal Suppe. Zum Mittagessen bekommen sie Gemüse oder Hülsenfrüchte, mit Speck oder Fleisch gekocht. Man verabfolgt jedem eine Portion von einem Liter, auf Wunsch jedoch auch mehr, soweit der immer sehr reichlich bemessene Vorrat reicht. Viermal im Jahre, am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage, sowie zu Kaisers Geburtstag werden den Sträflingen zu dem vorhin erwähnten Essen auch ganze Stücke Fleisch gereicht. Wasser bekommen sie nach Belieben.

Ein bestimmtes Maß von Arbeit muß jeder, je nach seiner Profession oder Fähigkeit, tagsüber leisten, das jedoch bis zum Mittag bereits erledigt sein kann. Dafür werden ihm dann von der Verwaltung jedesmal fünf Pfennig gutgeschrieben; übernimmt er nach Beendigung des ersten noch ein zweites Pensum aus freien Stücken, so erhält er dafür noch fünfzehn Pfennig gutgeschrieben. Nach abgelaufener Strafzeit bekommt der Freigewordene den ganzen, in dieser Weise aufgelaufenen Betrag ausbezahlt. Widersetzliche Häftlinge, die sich weigern zu arbeiten, erhalten drei Tage Dunkelarrest bei Wasser und Brot; es pflegt dann so leicht keine zweite Weigerung wieder vorzukommen.

Dreimal wöchentlich findet im Zellengefängnis Unterricht der Sträflinge in besonderen Sälen statt, wobei Geographie, Geschichte und deutsche Sprache gelehrt werden. Allsonntäglich werden sie, wie auch die Untersuchungsgefangenen, in die Kirche geführt; auf der einen Seite

steigen die Sitze der Gefangenen amphitheatralisch empor. Der Prediger kann sämtliche Gefangene sehen, wie er



Der Teil der Kirche im Zellengefängnis, den die Gefangenen von ihren Sitzen aus sehen.

auch von ihnen gesehen wird, dagegen können die Häftlinge hier, wie im Unterrichtssaale, niemals die Gesichter

ihrer Mitgefangenen erblicken. Sie sitzen in kleinen Verschlägen isoliert nebeneinander, und auf dem Wege dorthin, der natürlich stets unter Bewachung zurückgelegt wird, trägt jeder eine an der Mütze befindliche Tuchmaske.

Ferner müssen die Gefangenen stets in einer gewissen Distanz hintereinander gehen und dürfen, bei strenger Strafe, kein Wort miteinander reden. Die gleiche Isolierung findet bei den Spaziergängen statt, für die im Zellengefängnis drei große Rundteile vorhanden sind. Ein jeder darf in einem der Einzelgänge eines solchen Rundteils täglich drei Viertelstunden im Freien zubringen. Er bekommt dabei nichts zu Gesichte wie die Mauern, das Gitterthor und einiges Strauchwerk dahinter; zum Schutz gegen Regen befindet sich vorn in jedem Einzelgange ein kleines Glasdach. Von dem Mittelturme eines solchen Rundteiles aus ist eine fortwährende Ueberwachung der Gefangenen möglich.

Eine Ausnahme von der Isolierung findet nur zu Gunsten derjenigen Gefangenen statt, die zeitweilig zum Kochen, Backen u. s. w. beordert werden; es werden natürlich nur Leute dazu genommen, die sich besonders gut führen. In dem ganzen Gefängnisse sind die Einrichtungen der Küchen, des Waschhauses und des Lazaretts, die wir aus räumlichen Rücksichten nicht eingehender schildern können, wirklich musterhaft zu nennen, insbesondere herrscht überall die peinlichste Sauberkeit.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln wissen die in Isolierhaft befindlichen Gefangenen erfahrungsgemäß doch in sehr vielen Fällen einen Verkehr mit anderen Häftlingen wie auch mit Personen außerhalb der Anstalt anzubahnen. Wir haben oben der im Untersuchungsgefängnis mit Hausarbeiten beschäftigten Kalfaktoren, die wirkliche Strafgefangene sind, Erwähnung gethan. Diese Leute lassen sich sehr gern zu dergleichen Diensten heranziehen, welche

sie aus der trübseligen Einzelhaft befreien. Mit großer Schlauheit und Gewandtheit wissen sie aber auch trotz der strengen Aufsicht der Beamten gar oft einen Verkehr zwischen den Untersuchungsgefangenen und der Außenwelt zu vermitteln, indem sie sogenannte „Kassiber“ (beschriebene kleine Zettel) beim Spazierengehen oder beim Kirchenbesuche jenen zustecken und von ihnen in Empfang nehmen. Die geriebenen Verbrecher unter den Untersuchungsgefangenen wissen ungeachtet der schärfsten Beobachtung fast immer Mittel und Wege zu finden, sich mit ihren draußen befindlichen Genossen zu verständigen und auf diese Art in Erfahrung zu bringen, wie sie ihre Aussagen einrichten sollen und dergleichen mehr. Auch untereinander treten die Gefangenen im Zellen- wie im Untersuchungsgefängnis in Verkehr, namentlich durch das



Die Sitze der Gefangenen in der Kirche.

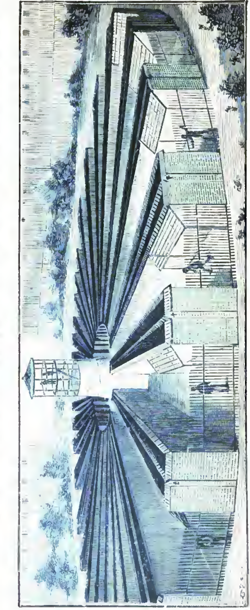
sogenannte „Kaßpern", eine von einer Zelle zur anderen geführte Klopfsprache, für welche besonders die durch die Zellen gehenden Heizungsröhren einen trefflichen Schallleiter bilden.

Die Kriminalstatistik Berlins bildet, wie die aller Großstädte, ein sehr düsteres Kapitel, und ihre Zahlen steigen in bedenklichem Maße. Nach Lindenberg wurden in einem der letzten Jahre 4400 Personen von der Kriminalpolizei verhaftet und zur Isolierhaft gebracht: davon 2609 wegen Diebstahls, 356 wegen Unterschlagung, 187 wegen Betruges, 42 wegen Raubes, 32 wegen Erpressung, 102 wegen Körperverletzung, 23 wegen Mordes und Mordversuches, 324 wegen Widerstandes gegen Beamte u. s. w. Der damaligen Bevölkerungszahl entsprechend, kam ein Angeklagter auf 80 Zivileinwohner, ein Verurteilter auf 99, bei der Bevölkerung unter 18 Jahren einer auf 395, über 18 Jahre einer auf 71.

Bei der überwiegenden Mehrzahl der Untersuchungsgefangenen erfolgt am Schlusse der Untersuchung auch eine Verurteilung. Gleich nach dem Spruche öffnen sich dann die Thore des Gefängnisses oder Zuchthauses, um den Unglücklichen auf kürzere oder längere Zeit von der übrigen Welt abzusperren, bis auch ihm endlich die Stunde der Freiheit wieder schlägt — wenn er nicht lebenslänglich hinter Kerkermauern weilen muß oder gar zum Tode verurteilt wurde.

In diesem letzteren furchtbaren Falle wird der Richterspruch, wie schon oben erwähnt, im Hofe des Moabiter Zellengefängnisses vollstreckt. In feierlicher Weise wird dem Delinquenten achtzehn Stunden vorher der keine Hoffnung mehr lassende Spruch verkündet. Man fragt ihn dann, was er für Wünsche hege, und namentlich wird ihm gewährt, was er noch von materiellen Genüssen begehrt. Die letzten Stunden vor der Hinrichtung, die im Winter

um sieben, im Sommer um sechs Uhr morgens vollzogen wird, verbringt der Anstaltsgeistliche in gemeinsamem Gebete mit dem armen Sünder. Zur bestimmten Frist wird dieser alsdann in den kleinen Hof der Anstalt geführt, wo das Blutgerüst bereits aufgeschlagen ist. Einige Stufen führen zu einem Podium, auf dem ein starker Holzblock steht, der oben eine Vertiefung für das Kinn des Hinzurichtenden hat, dicht daneben befindet sich eine Bank für den Körper. Auf einem seitwärts stehenden Tischchen liegt das schwarz umhüllte Richtbeil; an einem anderen Tischchen, auf dem Akten liegen, hat der Gerichtsschreiber das Protokoll aufzunehmen. Das Armesünderglöckchen schrillt durch die Morgenluft, sowie der

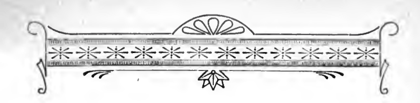


Rundteil für die Spaziergänge im Zellengefängnis.

Delinquent den Hof betritt; der Staatsanwalt verliest nochmals das Todesurteil und die königliche Kabinettsordre, worin der Monarch erklärt, von seinem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen. Er zeigt dem Scharfrichter die königliche Unterschrift und das Siegel und überweist ihm den Verbrecher mit den Worten: „Scharfrichter, nunmehr übergebe ich Ihnen den Delinquenten zur Vollstreckung des Todesurteils!"

Alles übrige vollzieht sich binnen weniger Minuten: die Gehilfen des Scharfrichters ziehen dem Unglückseligen den Rock aus, entblößen ihm den Hals und legen seinen Körper auf die Bank. Sie schnallen den Kopf mit einer ledernen Binde an dem Richtblock fest und befestigen an diesem auch die Hände. Dann blitzt auch schon das Henkerschwert, und im nächsten Augenblick rollt der Kopf in einen aufgeworfenen Sandhaufen. Der Geistliche betet knieend für die arme Seele, und klagend erschallt wiederum der Ton des Glöckchens. Eine Stunde darauf aber verkünden rote Anschlagzettel der Bevölkerung Berlins, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf genommen hat.





Baumkrankheiten.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Th. Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir ausdrücken wollen, daß ein Mensch in außergewöhnlicher Weise kräftig ist, so nennen wir ihn „baumstark". Diese Bezeichnung hat ihre volle Berechtigung, denn in der That gewähren uns viele Bäume in ihrem massigen Aufbau und ihrem zähen Widerstand gegen Wind und Wetter ein Bild ausdauerndster Stärke. Ueberblicken wir aber die Gesamtheit der Baumpflanzen, so sehen wir doch nur eine verhältnismäßig verschwindende Minderheit zu einem nach Jahrhunderten rechnenden Alter gelangen, weil die überwiegende Mehrheit vorher Krankheiten erliegt, die so verschiedenartig und zahlreich sind wie die, von welchen Tiere und Menschen befallen werden.

Ein arger Feind der Bäume ist der Frost. Die Einwirkungen der Kälte werden allerdings zumeist erst sichtbar, wenn das Pflanzenleben im Frühjahr zu neuer Thätigkeit sich entfaltet. Häufig bemerkt man an Zweigen, Aesten und Stämmen kleinere oder größere Stellen, wo die Rinde zusammengetrocknet, gebräunt und abgestorben ist, während die anderen Teile saftig und frisch sind. Man bezeichnet diese Erscheinung als Rindenbrand,

und die Brandstellen, die mitunter meterlange und entsprechend breite Streifen bilden, als **Frostplatten**. Es ist weniger die eigentliche Winterkälte, als vielmehr der plötzliche Temperaturrückgang in der Uebergangszeit, wodurch die Veranlassung zur Entstehung des Rindenbrandes gegeben wird. Wenn die Märzsonne ihren erwärmenden und belebenden Einfluß auf die Bäume auszuüben beginnt, dann fängt der Saftstrom kräftiger zu fließen an, und die Zellen der Rinde füllen sich mit Saft. Geht dann die Temperatur wieder zeitweilig zurück, so läßt der Frost den Saft der Rinde zu Eiskrystallen und kleinen Eisdrüsen erstarren, so daß, wenn dieser Zustand längere Zeit anhält, durch die Kälteeinwirkung das Zellengewebe der Rinde zum Absterben gebracht wird.

Daß diese Verhältnisse thatsächlich den Rindenbrand herbeiführen, zeigt sich klar an der Häufigkeit der Beschädigungen auf der Südseite der Bäume. Auf der Südseite wirkt die Sonne kräftiger ein als auf den anderen Seiten. Infolgedessen wird hier die Lebensthätigkeit der Rinde früher geweckt, und der Saft tritt in reicherem Maße in die Rinde ein. Die Untersuchungen an dem Pflaumenbaum haben ergeben, daß Mitte März der Wassergehalt der Rinde auf der Südseite 53,8 Prozent, auf der Nordseite aber nur 48,5 Prozent beträgt. Mit Stroh umwundene Stämme zeigen auf beiden Seiten einen fast gleich großen Wassergehalt.

Je nach der Tiefe, bis zu der der Rindenbrand in das Innere des Baumes eindringt, richtet sich auch die Schwere der Erkrankung. Sind nur die äußeren Rindenschichten zerstört, so hat die Beschädigung nichts zu bedeuten, da die abgestorbene Rinde bald wieder ersetzt wird. Gehen aber die Brandstellen bis in die sogenannte Cambiumschicht und den Splint hinein, so leidet darunter die Entwickelung des Astes oder des ganzen Baumes.

Die Cambiumschicht ist allgemeiner bekannt als Jahresring. Sie wächst einerseits nach außen und liefert den Bast und die Rinde, und andererseits nach innen und bildet hier das eigentliche Holz. Sie ist also die Ursache des Dickenwachstums des Baumes. Es ist klar, daß, wenn diese Schicht an einer Stelle leidet, an diesem Punkt auch das Wachstum unterbrochen werden muß. Hier also bleibt der Baum auch in den darauffolgenden Zeiten in der Entwickelung zurück, da sich keine neuen Verdickungsschichten ansetzen können. Es bildet sich deshalb an diesem Teile allmählich eine Vertiefung.

Das Verhalten der einzelnen Bäume gegen die erlittene Beschädigung ist nun ein verschiedenes. Zuweilen sucht sich der Baum dadurch Ersatz zu schaffen, daß, während auf der kranken Stelle die Entwickelung stockt, das Wachstum der Cambiumschicht sich auf der entgegengesetzten gesunden Seite desto kräftiger entfaltet. Es entstehen deshalb hier knorrige Vorwölbungen, auf deren Oberfläche die Rinde eigentümlich narbig und rissig ist. Der Baum zeigt dann ein ganz charakteristisches Aussehen. Auf der kranken Seite erscheint er wie ausgefressen und auf der gesunden Seite wie mit einer Geschwulst ausgestattet.

Doch die Bäume suchen sich auch noch auf eine andere Weise gegen das Frostleiden zu helfen. Hat ein Baum eine Verwundung irgend welcher Art empfangen, ist zum Beispiel eine Eiche quer abgeschnitten worden, so entsteht an dem Stumpf rings an der Grenze von Holz und Bast aus den Markstrahlen des Weichbastes ein Gewebekörper, welcher sich aufwulstet und die Gestalt eines Ringwalles annimmt. Das Gewebe, welches den Ringwall bildet, nimmt allmählich an Breite zu, verengert das tote Mittelfeld am Querschnitte des Stumpfes mehr und mehr und überwallt dasselbe schließlich, wenn keine Störung eintritt, so vollständig, daß die durchschnittene Stumpfoberfläche



ganz von der Neubildung überdeckt ist. Man nennt diese Neubildung Callus. Auch die vom Rindenbrand betroffenen Bäume suchen sich auf diese Weise auszuheilen. Sie bilden ringsherum um die Brandstelle einen Calluswall, der die Frostplatte einschließen soll.

Aber dieser Calluswall ist sehr empfindlich, und so kommt es, daß er im nächsten Winter erfriert und abstirbt. In den darauffolgenden Jahren wiederholt sich dasselbe Spiel. Der Baum bildet um den abgestorbenen Calluswall im Sommer einen zweiten, weiteren Callusring, der abermals im Winter erfriert, so daß sich im Laufe der Zeit drei, vier und mehr Ueberwallungswülste um die Brandstelle herumziehen. Man bezeichnet diese Erscheinung als den Krebs. Da die Brandstelle, weil die Ueberwallungswülste vorher absterben, nie überdeckt wird, so finden dort der Frost und andere schädigende Momente immer von neuem ein Angriffsfeld. Infolgedessen dringt das Zerstörungswerk immer tiefer in das Innere des Baumes vor, und die Ernährung leidet immer mehr. Wenn der Krebs endlich den ganzen Umfang eines Astes oder Stammes umklammert hat, so stirbt der über der Krebsstelle befindliche Teil zuletzt ab, oder der Sturm bricht ihn gelegentlich ab.

Mit dem Krebs nicht zu verwechseln sind die Maserkröpfe. Man versteht darunter bekanntlich mehr oder minder umfangreiche, kropfförmige Anschwellungen an der Seite der Stämme oder der Wurzeln. Sehr häufig weist die Linde Maserkröpfe auf, die dann gewöhnlich über und über mit Wasserreisern übersäet sind. Auch Birken, Rüstern, Pappeln und Erlen zeigen die Erscheinung nicht selten. Die Maserkröpfe bestehen zum wesentlichen Teil aus Holz und wachsen durch die Vermittelung der Cambiumschicht in die Dicke. Das Maserholz zeichnet sich durch den geschlängelten Verlauf seiner Holzfasern aus. Das

Wachstum der Maserkröpfe geschieht nach allen Richtungen hin, so daß sie stets ihre beulenartige oder kropfförmige Gestalt beibehalten. Mit zunehmendem Alter werden die Auswüchse immer größer und ihr Umfang wird häufig so ungeheuer, daß sie denjenigen des Stammes, auf dem sie sitzen, übertreffen. Große Maserkröpfe bedeuten für die übrigen Teile eines Baumes eine Nahrungsentziehung. Deshalb zeigen auch Bäume, die ungewöhnlich große Maserkröpfe besitzen, in den übrigen Teilen eine minder kräftige Vegetation, was aber für die Bäume nicht geradezu tödlich ist.

Der erste Anlaß zur Maserbildung ist die Entstehung von Nebenknospen, aus denen dann die sogenannten Wasserreiser aufsprossen. Diese Nebenknospen können sich an Aesten, Stämmen und Wurzeln jeden Alters und an jeder Stelle bilden, wo sich eine lebensthätige Cambiumschicht befindet. Sie entstehen zuerst in der Cambiumschicht, indem sich eine Gruppe von Zellen lebhafter vermehrt und einen kleinen Zellgewebskörper, die Anlage der Knospe, bildet. Nach innen hin setzt sich die Knospenanlage durch eine Anzahl verholzter Zellen in Verbindung mit dem Splint, nach außen hin wächst sie der Rinde entgegen, die sie endlich durchbricht. Solche Nebenknospen haben in der Regel kein langes Leben, und je größer die Zahl ist, in der sie an einer Stelle beisammen gebildet werden, desto früher pflegen sie wieder abzusterben. Einzelne treiben ein kurzes Zweiglein, welches aber bald zu wachsen aufhört und vertrocknet. Die Ueberreste der Nebenknospen bleiben nun als kleine holzige Stiftchen stehen, so daß von ihnen die Cambiumschicht unterbrochen ist. Die Folge davon ist, daß die neuen Holzfasern, die die Cambiumschicht bildet, dem Hindernis ausweichen müssen und sich beiderseits um den zurückgebliebenen Holzstift der abgestorbenen Knospe legen müssen. Wenn nun

dicht nebeneinander fortwährend neue Knospen unregelmäßig angeordnet entstehen, wie es der Fall zu sein pflegt, so wird dadurch natürlich auch der Verlauf der Holzfasern immer unregelmäßiger, so daß also das Holz jene Beschaffenheit annimmt, die wir als Maserung bezeichnen.

Eine bekannte Erscheinung ist der Harzfluß der Nadelhölzer. Alle Verwundungen der holzigen Teile der Nadelhölzer sind mit einer Ansammlung oder einem Ausfluß von Harz verbunden. Die Gewinnung des Harzes und Terpentins beruht ja darauf, daß man Nadelholzstämme absichtlich verwundet. In dem Baum entsteht die Absonderung in der Form von Terpentinöl, das sich durch die Einwirkung des Sauerstoffes der Luft allmählich zu Harz umwandelt. Daher ist der Ausfluß eine wechselnde Mischung von Terpentinöl und Harz. Aus frischen Wunden fließt reines Terpentinöl, während der Ueberzug mit der Zeit immer mehr zu Harz erhärtet.

In der Rinde und dem Holz der Nadelhölzer befinden sich teils senkrecht, teils wagrecht verlaufende Harzkanäle, von denen die ersteren am weitesten und zahlreichsten im Holze der Schwarzkiefer sind. Schon seltener sind sie bei der gemeinen Kiefer und Lärche, und noch spärlicher bei der Fichte. Wenn nun das Wild die Nadelhölzer annagt oder die Kiefernmotte, der Fichtenrindenwickler und Lärchenrindenwickler sie anfressen, so fließt aus den Harzgängen Terpentinöl aus.

Dieses ist als eine Art Wundbalsam anzusehen, durch den der Baum die bloßgelegte Stelle von weiteren Zersetzungen zu schützen sucht. Es ist ja bekannt, daß das Terpentin eine fäulniswidrige Eigenschaft besitzt. Außerdem giebt das erstarrende Harz einen guten Wundverschluß ab. Zuweilen gelingt es nun den Bäumen, die Wundstellen auf diese Weise zu verschließen. Dann stockt der Harzfluß. Tritt aber der Verschluß nicht ein, so dauert

der Harzfluß an. Der Baum sucht nun gleichsam desto eifriger noch nachträglich den Verschluß herbeizuführen und sondert immer mehr Terpentinöl ab. Dasselbe fließt nicht nur aus den Harzkanälen ab, sondern die diesen benachbarten Zellen zerfallen und wandeln sich zu Hohlräumen mit Terpentinöl um. Außerdem wird auch ein Teil der Nahrungssäfte, die zur Ernährung und Fortentwickelung des Baumes dienen sollen, zu Terpentinöl umgesetzt. Je kräftiger deshalb der Harzfluß ist und je länger er andauert, desto weiter schreitet der Zellenzerfall fort, und desto mehr Nahrungsstoffe werden dem Baum entzogen. Er kann daher seine Bedürfnisse nicht mehr decken, fängt an zu kränkeln und stirbt schließlich ab.

Die größte Aehnlichkeit mit dem Harzfluß hat der Gummifluß, wie er bei den Steinobstbäumen, den Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen, auftritt. Auf alle Verletzungen der Rinde der Steinobstbäume durch Quetschung, Reibung, Schälen, sowie auf gröbere Verletzungen des Holzes durch Anhauen, Einschneiden oder Einschlagen von Nägeln entsteht Gummifluß. So tritt der Gummifluß an Kirschbäumen schon ein, wenn man im Frühjahr sämtliche Augen entfernt. Auch der ausfließende Gummi soll ursprünglich einen Wundbalsam und, wenn er erstarrt ist, einen Wundverschluß abgeben. Aber auch hier gelingt nicht immer der Heilungsprozeß. Die Gummiabsonderung steigert sich immer mehr, als ob der Baum die Heilung durchaus erzwingen wollte, und schließlich schlägt der anfängliche Nutzen zum Schaden um.

Den ersten Anstoß zum Gummifluß giebt der Reiz, der von der Verwundung auf die betreffenden Teile ausgeübt wird. Es wandeln sich dabei die Wände der Zellen und Stärkekörner in Gummi um, und außerdem wird auch ein Teil der Nahrungssäfte dazu verbraucht. Mit der Zeit ergreift die Umwandlung immer größere Zellen-

gebiete. Da auch die Cambiumschicht in diese Veränderungen hineingezogen wird, so erhält an den betreffenden Stellen weder die Rinde noch das Holz einen Zuwachs, sondern das Dickenwachstum setzt sich nur dort fort, wo die Cambiumschicht lebensfähig geblieben ist. Auf diese Weise erhält der Holzkörper eine sehr unregelmäßige Form. Auf die Dauer ist der vom Gummifluß befallene Baum der Zerstörung seiner Zellen und der Schwächung seiner Nahrungszufuhr nicht gewachsen und geht ein.

Vielfach verbreitet ist auch eine Fäule bei den Baumstämmen. Auch sie geht anfänglich von Wunden aus, die der Baum erhalten hat, und wird besonders durch Feuchtigkeit gefördert. Daher nistet sich die Fäule auch hauptsächlich an Wurzelwunden ein, und überhaupt bei solchen Wunden, die mit dem Erdboden in Berührung stehen, desgleichen an Astwunden, auf welchen sich Regen und Schneewasser ansammeln können, und im Innern der Bäume. Durch die Einwirkung der Luft und des Wassers wird das Holz zersetzt, es verliert seine Härte, verfärbt sich und wird allmählich immer bröckeliger und mürber. Man kann dabei verschiedene Arten von Fäule unterscheiden. Nimmt das Holz eine rötliche oder schwärzliche Farbe an, so redet man von einer Rotfäule. Beschränkter Luftzutritt und reichlichere Feuchtigkeit sind die Vorbedingungen dieser Fäule. Bei der Weißfäule wird dagegen das zerfallende Holz heller, blaßbräunlich bis weiß. Sie kommt zu stande, wenn der Luftzutritt ungehindert und die Feuchtigkeit geringer ist. Sie entwickelt sich vorzüglich bei Laubhölzern und besonders häufig bei Linden, Pappeln und Weiden. Wie weit hier der Fäulnisprozeß gehen kann, zeigen namentlich die Weiden, wo der Stamm zuweilen so ausgehöhlt ist, daß nur noch ein dünner Mantel übrig bleibt.

Hat die Fäule erst Platz gegriffen, so wird ihr Fort-

schreiten unterstützt durch Insekten, wie Holzwespen und Holzkäfer, die sich in dem absterbenden Holz ansiedeln, ihre Gänge hineinbohren und dadurch zugleich das Eindringen von Luft und Wasser bedeutend erleichtern. Außerdem lassen sich auch zahlreiche niedere Schmarotzerpilze nieder, die ihre Pilzfäden in das faulende Holz hineintreiben, von dort ihre Nahrung beziehen und dadurch das Umsichgreifen des Zerfalls beschleunigen. Schließlich bildet das zersetzte Holz eine braunschwarze erdige Masse, die sogenannte Baumerde.

Die Thätigkeit der Wurzeln, das heißt die Wasseraufnahme, ist im hohen Grade abhängig von der Temperatur des Bodens. Wegen dieser Abhängigkeit können dann auch unter Umständen bei den Bäumen krankhafte Zustände entstehen. Nach den an Tabakspflanzen und Kürbispflanzen angestellten Beobachtungen nehmen diese Gewächse mit ihren Wurzeln aus einem feuchten Boden, der eine Temperatur von nur 3 bis 5 Grad Wärme besitzt, schon nicht mehr so viel Wasser auf, um einen schwachen Verdunstungsverlust zu ersetzen, sondern werden welk. An Topfpflanzen, besonders an wärmebedürftigeren, kann man dieselbe Erfahrung machen, wenn sie im Winter in kalten Zimmern stehen. Begießen hilft hier nichts, sondern kann sogar leicht schaden; aber durch eine geeignete Erwärmung der Erde und der Wurzeln, wodurch die letzteren wieder zur Thätigkeit und Wasseraufnahme angeregt werden, können sich die Pflanzen erholen.

Im Sommer ist bei uns der Boden genügend erwärmt, so daß die Thätigkeit der Wurzeln keine Unterbrechung erleidet. Dagegen liegen die Verhältnisse im Frühjahr anders. Hier ist die Luft oft schon recht warm, während der Boden noch ziemlich kalt ist. Unter der Einwirkung der Sonne verdunsten die grünen Blätter Feuchtigkeit. Da aber die Thätigkeit der Wurzeln wegen der

geringen Bodentemperatur nur sehr schwach ist, so können sie für die verdunstete Feuchtigkeit keinen ausreichenden Ersatz schaffen. Infolgedessen vertrocknen die Blätter und fallen ab, und der ganze Baum kann ungünstigen Falles eingehen.

Bei unseren Laubbäumen tritt diese Erscheinung seltener ein, weil ihre Wurzeln in tiefere Bodenschichten hinabgehen, wo die Temperatur immer eine höhere und gleichmäßigere ist, und weil außerdem die Belaubung sich erst in einer späteren Zeit vollzieht, so daß im Anfang des Frühjahrs von den Blättern noch keine Feuchtigkeit verdunstet wird. Dagegen leiden die immergrünen Nadelbäume ziemlich häufig durch die Unthätigkeit der Wurzeln im Frühjahr. Besonders leicht kränkeln die jüngeren Kiefern, deren Wurzeln oberflächlich verlaufen. Ist der Boden noch kalt, und scheint die Sonne kräftig, oder herrschen Südwinde, so ist die Verdunstung durch die Nadeln sehr stark. Sie werden aus dem angegebenen Grunde nicht genügend mit Wasser versorgt, trocknen ein, werden schnell rotbraun und fallen ab. Man bezeichnet diese Erscheinung als Schütte. Nicht selten werden ganze Schonungen plötzlich ihrer Nadeln beraubt. Die jungen Kiefern erholen sich entweder erst nach längerer Zeit wieder, oder die Beschädigung ist so nachhaltig, daß sie absterben.

Aber die Schütte tritt nicht nur an jungen Kiefern, sondern auch an älteren Fichten und Tannen ein, die an südlichen Gebirgsabhängen stehen, oder, wie in den Alpen, warmen Südwinden ausgesetzt sind. Daß die Schütte thatsächlich auf die erwähnten Verhältnisse zurückzuführen ist, geht daraus hervor, daß man verschiedentlich zu der Zeit, wo die Schütte sich zeigte, im Boden bis zu 1,3 Meter Tiefe nur eine Temperatur von 4 Grad Wärme nachweisen konnte, während die Lufttemperatur im Schatten 20 Grad betrug.

Wie der Mensch, so können auch die Bäume an Altersschwäche zu Grunde gehen. Die Organe, denen die Ernährung des Baumes obliegt, und die die aufgenommenen Nahrungsstoffe umzusetzen und weiterzuführen haben, stellen allmählich ihre Thätigkeit ein, und so verfällt der Baum dem Siechtum. Ein solcher Vorgang vollzieht sich gegenwärtig an dem größten Teil der Pyramidenpappeln, mit denen noch viele unserer Chausseen eingefaßt sind. Die Pyramidenpappel war zu dem erwähnten Zwecke seiner Zeit Modebaum, während sie jetzt nicht mehr dazu verwandt wird. Die Pyramidenpappeln an den Chausseen stehen daher alle in einem höheren Alter. In den verschiedensten Gegenden zeigen sie in der großen Mehrzahl ein umfangreiches Eingehen der Zweigspitzen, namentlich in den obersten Teilen, so daß die Gipfel kahl und dürr emporragen. Sonstige Krankheitsursachen finden sich nicht an den Bäumen. Es ist daher wahrscheinlich, daß hier Altersschwäche vorliegt, die die Pyramidenpappeln an den Chausseen in absehbarer Zeit zum Aussterben bringen wird.

Die Baumkrankheiten besitzen sowohl für den Obstbau als auch für die Forstkultur eine hohe Bedeutung. Mit Recht wird ihnen daher von beteiligter Seite die regste Aufmerksamkeit geschenkt. Ist es bisher auch noch nicht gelungen, unmittelbare Heilmittel gegen sie aufzufinden, so ist man doch wenigstens schon so weit gelangt, daß man durch geeignete Verhütungsmaßregeln ihrer Entstehung einigermaßen vorzubeugen im stande ist.





Mannigfaltiges.

Ein umsichtiger Räuber. — Als ich mich vor etwa zwölf Jahren im südlichen Kalifornien aufhielt, verschaffte sich eines Tages ein Bankräuber, der das Geldinstitut einer kleinen, noch nicht lange erbauten Stadt am hellen, lichten Tage geplündert hatte, auf originelle Weise förmliche Relais, um durch sie seinen Verfolgern zu entrinnen.

Um die Mittagszeit war ein anscheinend jüngerer Mann, der eine Maske vor dem Gesicht trug, in das Comptoir der einzigen am Ort befindlichen Bank getreten, in welchem der Inhaber und zwei andere Herren anwesend waren. Mit vorgestrecktem Revolver hatte er diesen drei Personen befohlen, sich nebeneinander an die Wand zu stellen und die Hände in die Höhe zu heben. Nachdem diesem Wunsche Folge geleistet worden, steckte der Bandit in aller Gemütsruhe mehrere auf dem Zahltische liegende Pakete Papiergeld in die Tasche, machte eine artige Verbeugung und verließ, rückwärts gehend, das Lokal. Vor dem Hause stand sein Pferd, welches er bestieg und im Galopp davonjagte.

Obgleich der ganze Vorgang höchstens fünf Minuten gedauert hatte, so waren dem frechen Räuber doch alsbald zahlreiche Verfolger auf den Fersen, die nach amerikanischem Brauch sofort ein lebhaftes Feuer auf den Flüchtling eröffneten. Eine Kugel fand auch wirklich ihren Weg, indem sie das Pferd des Räubers zum Stürzen brachte. Lauter Jubel erschallte aus den Kehlen der Verfolger, die im Geiste bereits den Halunken an einem Baum zappeln sahen, zumal man darauf rechnen konnte, daß in kurzer Zeit auch noch berittene Häscher erscheinen würden.

Doch die Hoffnung der bereits frohlockenden Häscherschar war eine trügerische.

In derselben Richtung, in welcher der Ausreißer dahinrannte, fuhr ein einspänniger Doktorwagen, dessen Besitzer, seine Krankenvisiten abmachend, seinen kräftigen Braunen im sogenannten Hundetrabe gehen ließ. Kaum hatte der Spitzbube dieses Fuhrwerk erreicht, als er mit einigen mächtigen Sätzen an das Pferd heransprang, es beim Zügel erfaßte und sich mit überraschender Gewandtheit hinaufschwang. Der Braune, ob dieser unerwarteten Last wild werdend, stürmte in rasender Eile vorwärts, unbekümmert um seinen armen Herrn, der halb versteinert im Wagen saß und es nur mit Mühe verhüten konnte, hinausgeschleudert zu werden. Indessen nicht lange sollte sich der Arzt in dieser Situation befinden, denn der auf seinem Pferde sitzende Kerl zog schnell ein Messer hervor und durchschnitt alle die Geschirrteile, vermittelst deren das Tier am Wagen befestigt war. In wenigen Augenblicken war die Arbeit vollendet — der Wagen mit seinem zitternden Insassen stand mit einem Ruck still, während der Reiter mit dem nun ledigen Gaul weiterjagte.

Hinter ihm drein waren bald wohl ein Dutzend Berittene, die jedoch trotz aller Anstrengung die Entfernung zwischen sich und dem Flüchtling nicht zu verkleinern vermochten. Nachdem die Jagd mehrere Stunden gewährt hatte, begannen die Pferde der Verfolger, wie auch das des Verfolgten ernstlich müde zu werden, und das Tempo, in welchem beide Teile ritten, war demzufolge erheblich ermäßigt worden. Da bemerkte der Räuber, welcher der Uebermacht gegenüber an dem schließlichen Ausgang der Sache nicht zweifeln konnte und deshalb unausgesetzt nach irgend einem Rettung verheißenden Gegenstand umherspähte, plötzlich seitwärts auf einem Acker einen Farmer, der zwei treffliche Gäule vor seinem Pfluge hatte. Schleunigst ritt er auf diesen Mann zu, sprang von seinem ermatteten Tiere herab und bestieg in Eile eins der Farmerpferde, nachdem er es ausgespannt und den Eigentümer durch seinen Sechsläufer genügend eingeschüchtert hatte. Das frische Tier ließ ihn vor seinen Verfolgern bald wieder einen bedeutenden Vorsprung gewinnen. Der Farmer, der sich auf seinem anderen Pferde den Nachsetzenden

angeschlossen hatte, hielt sich bei diesen, da er keine Neigung verspürte, es allein mit dem Gehetzten aufzunehmen. Noch vor dem Dunkelwerden sahen sich die Verfolger mit Rücksicht auf ihre Pferde genötigt, von der Hetzjagd abzustehen. Der Verfolgte aber, der sich der Sierra Nevada, dem bewaldeten Grenzgebirge zwischen Kalifornien und Nevada, zuwandte, hatte in derselben Nacht noch zwei anderen Farmern je ein Pferd entführt, als Ersatz jedesmal sein ermattetes Roß zurücklassend.

Auf diese Weise war er sehr bald in die Berge und weiter in das Gebiet des Nachbarstaates gelangt, wo er vor fernerer Verfolgung sicher war. Die bestohlenen Pferdebesitzer aber erhielten nach und nach alle ihre Tiere wieder, da der Räuber dieselben stets zurückgelassen hatte. Der einzige, dem ein Verlust von mehreren tausend Dollars erwuchs, war der Bankier, der, nachdem er nicht lange nachher durch einen nochmaligen derartigen Besuch die Gefährlichkeit seines Berufes im Westen erfahren, bald darauf nach einem der östlichen Staaten übersiedelte. v. B.

Neue Erfindungen: Die Röntgenstrahlen im Zolldienst. — Vor einiger Zeit hat die französische Zollverwaltung mit ganz überraschendem Erfolge Versuche mit Röntgenstrahlen auf den drei großen Pariser Bahnhöfen Nord, St. Lazare und Lyon veranstaltet, um sowohl das Gepäck der Reisenden wie auch größere Frachtgüter auf zollpflichtigen Inhalt durchzusehen. Die Beamten waren durch Vorträge des Generalzolldirektors Pallain und des Ingenieurs Rémond, der die praktische Verwendbarkeit der X-Strahlen für Zollzwecke studiert und Apparate dafür gebaut hatte, vorbereitet worden. Seitdem ist dieser neue Zweig des Zolldienstes in die Praxis aufgenommen worden und funktioniert zur vollen Befriedigung der Beamten. Zwar ist, wie eine amtliche Bekanntmachung mitteilt, eine zollamtliche Bestrahlung des Handgepäckes der Reisenden vorläufig noch nicht verfügt worden, weil nach der Ansicht der Generaldirektion das Publikum großen Widerwillen gegen eine solche Untersuchungsmethode empfinden würde. Dagegen untersucht man mit außergewöhnlichem Erfolge die Postpakete. Früher wurden 40 bis 50 Prozent aller Sendungen, namentlich soweit sie aus Italien und Algerien kamen,

geöffnet, was ungemein viel Zeit erforderte, und trotzdem fand, nach der festen Ueberzeugung der Zollbeamten, doch ein großer Teil der Schmugglerwaren unbeanstandet seinen Weg in das Landesinnere. Namentlich sollen fortwährend große Mengen algerischer Bastos-Cigaretten als „algerische Trauben" versandt worden sein, nachdem man bloß obenauf eine dünne Schicht



Die Röntgenstrahlen im Zolldienst.

Trauben in die Kisten gelegt hatte. Jetzt genügt ein Blick mit dem Apparat, und der Schmuggel ist entdeckt. — Den Apparat hat man „la lorgnette humaine" (die menschliche Lorgnette) getauft, von der tragbaren Camera C, die Gaston Séguy erfunden hat. Es ist das eine kleine Dunkelkammer, welche die Form eines Stereoskopkastens, behufs beliebiger Annäherung oder Entfernung des Gesichtspunktes aber Seitenwände in Harmonikafalten wie ein photographischer Apparat hat. Den unteren Ab-

schluß dieser Kammer bildet ein fluoreszierender Schirm, bestehend aus Pappe, der auf der inneren Seite mit einer Bariumlösung überzogen ist, welche unter dem Einfluß der von hinten darauffallenden Kathodenstrahlen phosphoresziert. Auf diesen Schirm blickt der Beamte durch die beiden Gucklöcher der Kammer, die in einer durchschnittlichen Sehweite von 30 Centimeter davon entfernt sind. Am Boden des etwa 60 Kubikcentimeter haltenden Kastens A befinden sich vier Accumulatoren, über denen gleichfalls im Innern des Kastens ein cylindrisch gestalteter Transformator von hoher Spannung, eine Art Induktionsspule, angebracht ist. Vor dem Kasten steht auf verschiebbarem Gestell eine nach allen Richtungen hin drehbare Hittorffsche Röhre (B), die durch isolierte Drähte mit der Induktionsspule verbunden ist. Sobald nun durch Niederdrücken eines Kontaktknopfes der elektrische Strom geschlossen wird, strömt die Elektrizität durch die luftleere Röhre, wobei sie in starken Funken den Zwischenraum zwischen den beiden in die Röhre eingeschmolzenen Leitungsenden überspringt und hier die Röntgenstrahlen hervorbringt. Sobald letztere auf den fluoreszierenden Schirm im Boden der Kammer fallen, beginnt dieser zu leuchten. Der zu untersuchende Gegenstand (V), Koffer, Kiste oder Paket, wird nun zwischen die Hittorffsche Röhre und die Kammer gebracht und vor dem Boden der letzteren hin und her geschoben. Die Hülle von Papier, Leder oder Holz wirft gleich allen animalischen und vegetabilischen Geweben kaum einen leichten Halbschatten auf den Schirm, wohingegen jeder in dem Koffer u. s. w. enthaltene Gegenstand, der die Strahlen nicht durchläßt, Metall, Knochen, Krystall u. s. w., in scharfem Schattenriß auf der Bildfläche erscheint. Der Apparat kann bei Tag und bei Nacht benutzt werden. Der Beamte steht mit seiner „Lorgnette" vor einem Tisch, und Arbeiter schieben immer neue Kisten, Koffer u. s. w. nach der Reihe an dem unteren Ende der Kammer vorüber. Die Strahlen durchleuchten das Gepäck, der Schattenriß des Inhalts erscheint auf der inneren Fläche des Guckers, und im Nu ist die Prüfung erfolgt. Porzellan, Glas und alle Metalle, Uhren u. s. w., sind ganz deutlich zu erkennen, Streichhölzer — die in Frankreich Staatsmonopol sind — ebenso, weil der Phosphor schimmert; Cigarren und Cigaretten werden durch ihre Form verraten. Bei

einem Holzkreuz mit Perlmutterschmuck kam nur letzterer zum Vorschein. Gummiwaren, Edelsteine, Handschuhe, Musikinstrumente, kurzum alle möglichen Gegenstände werden leicht erkannt; natürlich aber kann man mit dem Apparat nicht unterscheiden, ob die in den Zollstücken enthaltenen Gegenstände neu oder gebraucht sind. Immerhin wird damit eine beträchtliche Ersparnis an Zeit und Arbeit erzielt; vielleicht noch wichtiger aber ist der Einfluß, den dies Verfahren auf das Publikum macht: denn die Lust zum Schmuggeln wird den Leuten dadurch mehr und mehr verleidet. Fr. R.

Der Lebensretter des Marschalls Bernadotte. — Es dürfte wenig bekannt sein, daß der Ahnherr des gegenwärtig regierenden schwedischen Königshauses, der französische General und spätere Marschall Bernadotte, während der Revolutionskriege die Erhaltung seines Lebens nur einer That menschlichen Mitgefühls verdankte, welches er allerdings durch seine bei verschiedenen Gelegenheiten auch den Feinden Frankreichs gegenüber bewiesenes edles und humanes Verhalten wohl verdient hatte.

Im Jahre 1796 hatte der berühmte österreichische Feldherr Erzherzog Karl den beiden französischen Revolutionsheeren, welche unter Jourdan an die Lahn und unter Moreau über den Schwarzwald nach Schwaben vorgedrungen waren, mit Erfolg Widerstand geleistet. Den ersteren hatte er am 15. Juni 1796 bei Wetzlar und einige Monate später, am 3. September, in dem blutigen Treffen bei Würzburg geschlagen und zum eiligen Rückzug an den Rhein genötigt. Bei diesem fluchtartigen Zurückweichen konnten die einzelnen Truppenteile ihre Verbindung nicht immer aufrecht erhalten; der Haß der Bevölkerung kam in vollem Umfange zum Durchbruch. Die Bauern des Frankenlandes, des Spessarts und des Odenwaldes, ergrimmt über die furchtbaren Bedrückungen und Brandschatzungen der Fremdlinge, erschlugen die abziehenden Feinde, wo sie sich einzeln blicken ließen. In den aller Schleichwege kundigen Bauern fanden die Franzosen weit furchtbarere Feinde als in den österreichischen Kriegern. Denn die Bauern gaben niemals Pardon, und ganze Gemeinden hatten sich mit Flinten, Sensen oder Dreschflegeln bewaffnet und überfielen die zerstreuten Haufen der Fran-



zosen, welche nun ihren früheren Uebermut schrecklich büßen mußten.

Am 4. September 1796 waren die Franzosen in das Städtchen Hammelburg eingerückt. Kurz vorher hatte eine Abteilung der Bernadotteschen Division, um ihre von den Bauern erschlagenen Kameraden zu rächen, das Dorf Untererthal zur Hälfte niedergebrannt und elf von den Einwohnern erschossen. Die Erbitterung der Landleute in der Gegend von Hammelburg war grenzenlos, alle Franzosen, welche in ihre Hände fielen, wurden unter grausamen Martern niedergemacht. Ein gleiches Los stand auch dem General Bernadotte bevor, der seine Begleiter verloren hatte und des Weges unkundig umherirrte. Durch einen glücklichen Zufall stieß er auf den biederen Landwirt Paul Matthias Wankel aus Hammelburg; der menschenfreundliche Mann, von Jugend auf mit der Gegend vollständig vertraut, brachte, trotzdem er sich dabei eigener Lebensgefahr aussetzte, den General, als Bauern verkleidet, unerkannt durch die umherschweifenden racheburstigen Haufen der Landleute und schließlich auf Jagd- und Schleichwegen in eine weniger gefährdete Gegend.

Bernadotte vergaß die mutige, aufopfernde That Wankels nicht. Zwanzig Jahre später, als er, seit dem 25. August 1810 erwählter Kronprinz von Schweden, nach dem im Jahre 1818 erfolgten Tode Karls VIII. als König den schwedischen Thron bestiegen hatte, richtete er an seinen Lebensretter einen eigenhändigen Brief, in welchem er demselben als Zeichen seines Dankes einen schwedischen Orden oder, falls er dies lieber wolle, eine namhafte Summe Geldes anbot. Wankel, welcher sich in günstiger Vermögenslage befand, wählte den Orden, und daher kam es, daß man noch in den dreißiger Jahren den sonst so schlichten Landwirt bei festlichen Gelegenheiten mit dem Ritterkreuz des Gustav Wasa-Ordens geschmückt einherschreiten sah. R. v. B.

Urnenfriedhöfe. — Urnenfriedhöfe, das heißt eingehegte Felder, wo die Urnen mit den verbrannten Gebeinen, wie auf unseren heutigen Kirchhöfen die Särge, in die Erde gesenkt sind, finden sich über ganz Norddeutschland mit Ausnahme von Ostpreußen verbreitet. Sie stammen sämtlich aus der Eisenzeit

Deutschlands, wo neben der Bestattung auch die Leichenverbrennung üblich war. Diese merkwürdigen Urnenfelder sind bald mit Steinen umstellt, bald ohne Steinschutz. Häufig stehen sie ganz frei im Erdboden und so dicht aneinander, daß sich die Wände berühren. Die Zahl der Urnenfriedhöfe, zu denen oft natürliche Anhöhen oder Grabhügel aus noch früheren Perioden, dem Bronze- und Steinzeitalter, benutzt sind, ist ungemein groß. In Schleswig-Holstein allein sind mehr als 170 entdeckt und untersucht worden. Einer der merkwürdigsten wird bei Darzau im Hannoverschen angetroffen. Hier standen die prächtig dekorierten Urnen in Reihen, einen Fuß tief in der Erde, bald frei, bald mit Steinen umsetzt, fast ein Meter auseinander. Ihr Verschluß wurde nicht durch einen Deckel, sondern durch einen flachen Stein bewerkstelligt. Die Urnen enthielten außer verbrannten Gebeinen mancherlei Beigaben, die nur zum Teil Spuren von der Einwirkung des Feuers trugen. Ihre Größe richtete sich nach dem Alter der Toten, kleinere Gefäße enthielten die Ueberreste von Kindern. Bisweilen fanden sich auch zwischen den menschlichen Gebeinen Knochen von Tieren, die nach dem herrschenden Brauch mit dem Toten verbrannt wurden. Die Beigaben mancherlei Art, wie Nadeln, Gürtelhalter, Messer, Scheren, Nähnadeln, Schwerter und Waffen, tragen bei all diesen Gräbern ein verschiedenartiges Gepräge je nach dem Alter der Urnen. Die ältesten sind in der Regel schmucklos, ohne Ornamente; wo sie denen aus der jüngsten Bronzezeit gleichen, enthalten sie oft Kleingerät, wie es zu jener Zeit im Gebrauche war.

Ohne Zweifel sind diese Urnengräber jahrhundertelang benutzt worden, so daß mancherlei Verschiedenheiten, welche die in den Urnen vorgefundenen Gebrauchsgegenstände aufweisen, nicht auffallen können. Während die ältesten dieser Grabstätten bis weit ins Altertum zurückreichen mögen, dürften die jüngsten noch im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung benutzt worden sein. Im Mittelalter wurden die Urnenfriedhöfe vielfach in christliche Kirchhöfe verwandelt. Noch heute tragen die Urnenfelder in Schleswig-Holstein beim Volke den Namen „Karkhof". D—l.

Tragischer Tod. — Einer der ausgezeichnetsten Reporter von Paris in den vierziger Jahren war Matthieu Donzelot. Der

Pariser Schriftsteller Thomas hat eine Lebensbeschreibung desselben verfaßt, und das Kapitel von seinem Tode ist in der That würdig, der Nachwelt überliefert zu werden.

Eines Tages, als in Paris während der Februarrevolution zwischen dem Pöbel und der Nationalgarde ein erbitterter Straßenkampf wütete, stand Donzelot auf dem Platze des Pantheons mitten im Steinhagel und Kugelregen und verzeichnete emsig die Phasen des Kampfes. Einer seiner Freunde rief ihm im Vorbeigehen zu: „Was thun Sie denn hier, Unglückseliger? Fliehen Sie, retten Sie sich!"

Ohne im geringsten auf den Mahnruf zu achten, zog Donzelot seine Uhr und registrierte von Minute zu Minute die Fortschritte der einen oder der anderen Partei.

„Sie wollen nicht von diesem Unglücksplatze fort?" fragte ihn sein Freund.

„Gott bewahre!" erwiderte Donzelot, „aber wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so tragen Sie diesen Zettel in die Redaktion unseres Blattes, und sagen Sie dort, daß ich hier bleibe, um die Fortsetzung zu schicken."

Eine Stunde später hatte die Verwirrung und das Blutvergießen den Höhepunkt erreicht, die Insurgenten und die bewaffnete Macht waren handgemein geworden, die Nationalgarde feuerte mit Kartätschen. Donzelot wurde von einer Kugel getroffen; ein Arzt eilte herbei.

„Sie sind verwundet?" fragte er.

„Ja," erwiderte Donzelot, „und wie es scheint, ziemlich schwer, denn ich kann nicht mehr schreiben."

„Jetzt handelt es sich nicht ums Schreiben; lassen Sie sich verbinden!"

„Das hat keine so große Eile, Herr Doktor, jeder nach seinem Berufe. Der meinige ist, das Ereignis zu erzählen. Wenn Sie aber etwas für mich thun wollen, so könnten Sie meine Aufzeichnungen etwas vervollständigen. Schreiben Sie, bitte, an den Rand dieser Seite folgendes Postskriptum: ‚Drei Uhr zwanzig Minuten nachmittags. Infolge einer von der Artillerie der Nationalgarde abgegebenen Kartätschensalve zählte man unter dem Volke zwölf Verwundete und einen Toten.'"

„Ich sehe wohl Verwundete," bemerkte der Arzt, „aber keinen Toten!"

„Der Tote," sagte Donzelot, „bin ich!" — und er verschied. C. T.

Interessante Vogelmusik. — In den Waldwildnissen am oberen Amazonenstrom, besonders an den Ufern der Nebenflüsse, wo die rothäutigen Eingeborenen in den kühlsten und schattigsten Winkeln ihre mit dürrem Palmenlaub bedeckten Wohnhütten zahlreich errichtet haben, kann der Wanderer häufig den sogenannten Orgelvogel vernehmen, dessen Gesang stets einen höchst eigentümlichen Eindruck macht. Der Orgelvogel ist, wenigstens hinsichtlich seiner Stimme, unter den vielen merkwürdigen Vögeln, an welchen Südamerika so reich ist, wohl der seltsamste. Sobald die Töne, die dieser Vogel hervorbringt, zum erstenmal an das Ohr schlagen, glaubt man ganz sicher, daß sie durch eine Menschenstimme hervorgebracht werden. Dieselben sind zu Beginn des Gesangs stets heiter und werden dann allmählich schmelzender und klagender. Mitunter haben sie starke Aehnlichkeit mit den Tönen eines Flageoletts, und der Hörer ist beinahe überzeugt, daß jemand ein solches Instrument in diesem Urwald spiele, so widersinnig auch diese Annahme erscheint. Nicht leicht kommt er auf die Vermutung, daß der Kehle eines Vogels dieser menschenähnliche Gesang entströme, denn das sehr scheue Tier hält sich stets so versteckt, daß es nur äußerst selten jemand zu Gesicht bekommt.

Die eigenartige Stimme verfehlt sogar auf den, der sie schon häufig gehört hat, nie ihre Wirkung. Das gilt auch von den Indianern, die doch seit vielen Jahrhunderten vertraut mit dieser Musik sind. Der Orgelvogel ist der einzige Vogel, dessen Gesang auf die Rothäute eine Wirkung ausübt, und oftmals lassen sie, während ihre kleinen Kanoes die schattigen Nebenflüsse hinabgleiten, beim Singen dieses Vogels betroffen die Ruder ruhen, als seien neue, geheimnisvolle, noch nie gehörte Laute zu ihnen gedrungen. Bei dem überaus phlegmatischen und stumpfen Wesen der Indianer ist dies gewiß ein Beweis für die mächtige Kraft, welche in dem Gesange dieses scheuen Vogels liegt. v. B.

Das fingierte Nasenbluten. — Im Goethehaus zu Weimar begrüßt noch heute jeden Eintretenden auf der Schwelle jenes

berühmten blauen Gemachs, wo der große Dichter seine Gäste empfing, ein freundliches „Salve!" Der Dichterfürst kam indes, wenn ihn Besuch erwartete, in dies Empfangszimmer nie auf dem Hauptwege von der großen Treppe des Hauses durch den sogenannten gelben Saal; er ging vielmehr von seinem Arbeitszimmer durch einen Verbindungsgang in das Urbinozimmer, und aus diesem trat er dann durch eine Nebenthür, vorbereitet und gefaßt, dem Fremden entgegen. Denn er liebte es nicht,

„. . . daß ihn der Augenblick
Blind waltend, finster herrschend mit sich führe."

In sein Arbeitszimmer, das stille weihevolle Heim seines Schaffens und Wirkens, ließ er, mit Ausnahme der Vertrautesten, Coudray, Riemer, Müller, Eckermann, niemand. Als ihm im Jahre 1827 der König Ludwig I. von Bayern einen Geburtstagsbesuch abstattete, ersuchte er Goethe, ihm doch nun auch den Einblick in die Werkstätte seines Geistes zu verstatten. Goethe machte ein verlegenes Gesicht und meinte, daß sein Arbeitszimmer für die Blicke Seiner Majestät nicht würdig genug ausgestattet sei. Der König schien von seinem Verlangen abzustehen, fingierte aber nach einiger Zeit Nasenbluten, verbat sich, daß ihm irgend jemand folge, und sagte zu dem draußen stehenden Bedienten Goethes, er solle ihn zu einem Waschbecken führen. Der Diener brachte ihn überrascht und bestürzt in Goethes Schlafzimmer, welches hinter dem Arbeitszimmer lag, und ließ den König auf dessen Befehl dort allein. Er blieb lange aus. Goethe, der Achtundsiebzigjährige, ging endlich selbst, ihn zu suchen, und fand ihn in seinem Arbeitszimmer in die Betrachtung der dortigen Dinge vertieft.

Der Monarch hat in einem Gedichte vom 31. August 1827: „Nachruf an Weimar", seinen Empfindungen über jenen poetischen Aufenthalt in Ilm-Athen Ausdruck gegeben. D—l.

Türkische Logik. — Eine Fregatte des türkischen Sultans litt im Jahre 1806 an der Insel Samos Schiffbruch. Der Kapudan Pascha, der Oberkommandant der türkischen Flotte, geriet darüber in einen unbändigen Zorn und ließ die Vorsteher der Insel gebunden vor sich schleppen, denen er befahl, auf der Stelle sein gescheitertes Schiff zu bezahlen.

„Wenn eure verwünschte Insel nicht gerade im Wege gelegen hätte," rief er vor Wut schäumend, als er ihre Zögerung bemerkte und sie ihm Vorstellungen zu machen wagten, „so würde die kaiserliche Fregatte gewiß nie Schiffbruch gelitten haben! Also bezahlt gutwillig oder ihr werdet auf der Stelle aufgeknüpft."

Die armen Griechen mußten sich wohl oder übel der Gewalt fügen und bezahlen. —bn—

Ein Berliner Diogenes. — Im „Dusteren Keller", einem Hügel in der Hasenheide bei Berlin, hatte sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein einsamer Klausner eine Höhle als Wohnung gegraben. Schneider, so hieß der Sonderling, war früher am Hofe des Großen Kurfürsten Bedienter gewesen. Dieser eigentümliche Mann lebte ausschließlich von milden Gaben und hatte die Gewohnheit, jedermann ohne Rücksicht der Person mit „Er" anzusprechen. Friedrich Wilhelm I. hatte ebenfalls von dem Mann gehört und ritt eines Tages von Tempelhof aus nach der Hasenheide, um ihn kennen zu lernen. Nach langer Unterhaltung schenkte der sparsame Fürst dem Eremiten einen Thaler. Doch Schneider bemerkte: „Das Geldstück ist zu groß für mich, nehm Er's nur wieder und geb Er mir ein paar Kupfermünzen." Da der König solche nicht bei sich führte, drehte ihm Schneider den Rücken zu und kroch, ohne sich im geringsten um seinen hohen Besuch weiter zu kümmern, in seine Höhle zurück. D.

Das Signal des Postillons. — Als im Jahre 1877 die Kürassierkaserne in Deutz brannte, wurden sofort alle Pferde ins Freie gebracht; einige derselben, durch den Feuerschein scheu geworden, gingen durch. Der Postillon des am folgenden Morgen von Bensberg kommenden Postwagens bemerkte mehrere dieser versprengten Rosse, die sich in einem Haferfelde gütlich thaten. Mit den militärischen Hornrufen vertraut, gab er das Signal zum Sammeln und, siehe da, die Gäule folgten dem Rufe und trabten hinter dem Postwagen her bis zur Stadt, wo sie ihr altes Quartier aufsuchten. W. H.

Warum soll ich nicht weinen? — Der bekannte Dichter Karl v. Holtei hielt viele Jahre lang nach dem Vorgange Tiecks und der Birch-Pfeiffer Vorlesungen von Dramen und Gedichten.

Einst las er zu Berlin in einer kleinen Abendgesellschaft ein Produkt seiner eigenen Feder vor und sprach am Schlusse mit einer so wehmütigen und klagenden Stimme, daß eine Engländerin, die kein Wort Deutsch verstand, laut anfing zu weinen.

„Warum weinen Sie?“ fragte man.

„Warum soll ich nicht weinen,“ war ihre Antwort, „wenn ich höre, wie ein armes Herz gequält und gemartert wird?“

„Aber Sie kennen ja den Inhalt des vorgetragenen Gedichtes gar nicht?“

„Ich kenne ihn nicht, aber bei dem offenbaren Leid, das aus der Stimme Holteis spricht, ahne ich, daß es sich um einen sehr tragischen Gegenstand handelt; mein Mitgefühl wird rege und macht sich in Thränen Luft.“

„Wollen Sie den Inhalt des Gedichts kennen lernen?“

„Ich bitte darum.“

„Nun — es wird darin die Verwertung des Hanfes geschildert, wie derselbe geröstet, gebrochen, geschwungen, gehechelt, gesponnen, gewebt wird, wie er, zu Leinwand geworden, endlich zerschnitten, mit Nadeln zerstochen und mit Plätteisen durchglüht wird, alles Vorgänge, die notwendig sind, ehe aus dem Hanfe ein Hemd wird.“

„Wie — ein —? O, abscheulich! Diese deutschen Dichter wissen doch nie, was sie wollen; mit den heiligsten Gefühlen treiben sie Spott!“ Und tief errötend verließ die Engländerin die Gesellschaft, Holtei aber war sehr vergnügt über diese Wirkung seines „Hanftrauerspiels“. D.

Großmütig. Der Prinz von Soubise, der bei Roßbach in schimpflichster Weise mit seinem doppelt so starken Heere vor den Truppen Friedrichs des Großen Reißaus nahm (1757), ließ auf den Wagenschlag seiner Staatskutsche eine allegorische Figur malen, welche die Großmut darstellte. In der Pariser Gesellschaft kursierte hierauf der folgende Vers:

„Die Großmut, Prinz, an Eurem Wagen?
Sehr klug und sinnreich das gemeint!
Ihr habt in Großmut Euch vertragen
Mit dem, der Euer ärgster Feind!“ —dn.





Verkleinerte Nachbildung des Kupferstichs „Aufbruch zur Jagd“.

